Preis Mk. 1.50



Nationalsozialistische Bibliothek • Heft 34

Herausgeber: Gottfried Feder, M. d. R.

Deutsche Kultur- und Wirtschaftsgeschichte

Von

Konrad Maß



Nationalsozialistische Bibliothek

Herausgeber: Gottfried Feder, M.d.R. / Verlag Frz. Eher Nachf. G.m.b.H.
München 2, N.O.

Bisher erschienene und noch lieferbare Hefte:

Heft 1: Das Programm der N.S.D.A.P. Von Gottfr. Feder. / 60 Pf.
Heft 3: Die goldene Internationale. Von Dr. H. Buchner. / 60 Pf.
Heft 7: Der Dawespakt. Nach dem Originaltext. Mit Kommentaren. Von Dipl.-Ing. G. Feder. / Kart. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Heft 8: Die Wohnungsnot und die soziale Bau- und Wirtschaftsbank. Von Gottfr. Feder. / 60 Pf.
Heft 9: Freimaurerische Weltpolitik. Von A. Rosenberg. / 90 Pf.
Heft 10: Nationalsozialistische Gemeindepolitik. Von K. Fiehler. / 90 Pf.
Heft 11: Die sozialkapitalist. Konsumvereine. Von Dr. H. Buchner. / 80 Pf.
Heft 12: Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik. V. Oberst Hierl. / 60 Pf.
Heft 13: Warenhauspolitik und Nationalsozialismus. Von Dr. Hans Buchner. / 90 Pf.
Heft 15: Bauernstand und Nationalsozialismus. Von Joh. Dorner. / 90 Pf.
Heft 16: Grundriß einer nationalsozialistischen Volkswirtschaftstheorie. Von Dr. Hans Buchner. / 70 Pf.
Heft 17: Nationalsozialismus und Landarbeiterschaft. Von Friedrich Hildebrandt, M.d.L. / 60 Pf.
Heft 18: Die Presse als Machtmittel Judas. Von Ant. Meister. / Mk. 1.—
Heft 19: Unser täglich Brot. Lebensfragen der Landwirtschaft. Von H. Schneider. / Mk. 1.—.
Heft 20: Die polit. Parteien und ihre Sünden. Von H. Weberstedt. / 90 Pf.
Heft 21: Nationalsozialismus u. Technik. Von Peter Schwerber. / 90 Pf.
Heft 22: Prakt. Kulturarbeit im Dritten Reich. V. Dr. H.S. Ziegler. / 70 Pf.
Heft 23: Unser Grenz- und Auslanddeutschtum. Von Niß Volker. / 70 Pf.
Heft 24: Deutsche Geschichte. Von Konrad Maß. / Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—
Heft 25: Der Reichstag 1930. Von Heinrich Himmler. / Mk. 1.—
Heft 26: Leihkapital und Goldwährung als Grundlagen der Geldverklavung in Deutschland. Von Dr. Franz Hochstetter. / 70 Pf.
Heft 27: Der Marxismus. Von Otto Renz. / 50 Pf.
Heft 28: Wirtschaftschaos od. geordnete Volkswirtschaft. V. Silesius / 50 Pf.
Heft 29: Paneuropa oder Mitteleuropa? Von Hans Krebs. / 80 Pf.
Heft 30: Beamtentum und Nationalsozialismus. Von Dr. Müller. / 80 Pf.
Heft 31: Nationalsozialismus und Rasse. Von Dr. Rudolf. / 70 Pf.
Heft 32: Nationalsoz. und Genossenschaftswesen. Von E. Schach. / 70 Pf.
Heft 33: Das bolschew. Rußland. Von Dipl.-Ing. Petermann / ca. 60 Pf.

Weiterhin sind folgende Themen in Aussicht genommen:

Nationalsozialismus und Recht / Die Organisation der Partei / Die Parteigeschichte / Die Führer und Helden der Bewegung / Die Judenfrage / Handwerk und Gewerbe / Die Arbeiterbewegung / Die Geschichte des deutschen Zusammenbruchs / Altersversorgung, Rentner und Kriegsbeschädigte / Finanz- und Steuerpolitik / Gewerkschaftsfragen / Angestelltenfragen / Soziale Fürsorge / Köpfe der deutschen Revolution / Die Inflationsverbrechen und die Aufwertung / Siedlung und Bodenreform / Der deutsche Staat auf nationaler u. sozialer Grundlage.

Mit dieser Aufzählung ist der Aufgabenkreis, den sich der Herausgeber und der Verlag gestellt hat, keineswegs erschöpft, ebensowenig ist die Reihenfolge bindend. Aktuelle und für die Propaganda der nationalsozialistischen Bewegung besonders wichtige Hefte werden in erster Linie erscheinen.

Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte 50—90 Pf., Doppelhefte entsprechend mehr.

Bestellungen auf die Nationalsozialistische Bibliothek oder auf einzelne Hefte werden von jeder Buchhandlung und vom Verlag entgegengenommen.

Nationalsozialistische Bibliothek / Heft 34

Herausgeber: Gottfried Feder, M. d. R.

Deutsche Kultur- und Wirtschaftsgeschichte

Von

Konrad Maß



Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, N.O.

Für den Gesamtinhalt verantwortlich
Gottfried Feder, M. d. R., Murnau / Staffelsee

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München

Eingang

Als die Germanen vor rund zweitausend Jahren in die Geschichte eintraten, wurde die damals bekannte Welt vom Römischen Reiche beherrscht, das seine Macht nicht bloß über die an das Mittelmeer grenzenden Gebiete der drei Erdteile — Europa, Asien, Afrika —, sondern weit nach Asien und seit Caesars Eroberungen auch weit nach Europa hinein, über Gallien und Britannien erstreckte. Einen hartnäckigen Widerstand fanden die Römer nur an ihren nördlichen Grenzen, an Rhein und Donau, wo ihnen ein stolzes Volk entgegentrat, das bestimmt war, dereinst Erbe ihrer Macht zu werden. Ein Volk, das blondhaarig und blauäugig, von unerschütterlichem Freiheitsmut beseelt, seine Söhne den erzstarrenden Kohorten der Römer entgegenstellte, die Germanen.

Die Urgeschichte der Germanen hat, wenn auch nur in Kürze, jedes Kind in der Schule zu lernen; und vom 9. Jahrhundert ab, in dem sich die Trennung Germaniens in drei verschiedene Reiche — Frankreich, Lothringen, Deutschland — vollzog, beginnt sich aus der allgemeinen germanischen Geschichte ein Sondergebiet, die deutsche Geschichte herauszubilden. Auch sie ist Gegenstand des Unterrichts in unsern Schulen, aber noch immer nicht annähernd in dem Maße, das notwendig wäre, um die Schüler zu ihrem wirklichen Verständnis zu führen, ihnen einen Vergleich des Gestern mit dem Heute zu ermöglichen und ihre Urteilskraft soweit vorzubilden, daß sie unsere heutigen Verhältnisse — staatliche, wirtschaftliche, kulturliche — als Ergebnisse früherer Entwicklung zu erfassen imstande wären. Im Unterricht aber sollten sie gerade lernen, daß unsere Gegenwart mit dem Schicksal der Vergangenheit erfüllt ist. Wir sind das Gestern, wir sind das Heute, wir werden das Morgen sein.

Noch immer wird in der Schule zuviel Gewicht auf die bloße Kenntnis der Tatsachen gelegt; Kriege, Volksaufstände, Friedensschlüsse, Staatsumwälzungen bilden den Hauptgegenstand des Unterrichts und werden, weil sie innerlich, d. h. in ihren Folgen, nicht verstanden werden, vergessen. Wenn aber Folgerungen aus der Geschichte gezogen werden, so sind sie abhängig von der jeweiligen Mehrheit im Parlament, die zur Zeit in den meisten Ländern Deutschlands durchaus demokratisch gerichtet ist. Ich habe versucht (in Heft 24 dieser Sammlung), die deutsche Geschichte kurz im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung darzustellen. Ich mußte mich dabei auch im allgemeinen auf die geschichtlichen Tatsachen beschränken. Aber das genügt nicht. Denn eines wird dabei allzu

oft übersehen, was uns hauptsächlich an der Geschichte fesselt: der Mensch; der Mensch, der wohl durch zahlreiche Entwicklungsstufen hindurchgegangen, aber im Grunde doch immer derselbe geblieben ist. Wir haben große und reiche Kulturen entstehen und vergehen sehen — die orientalischen Völker, die Griechen, die Römer —, jetzt ringt die germanische Welt, noch nicht einheitlich, sondern noch in verschiedene Lager gespalten, gegen die wider sie anstürmenden Gewalten. Die Umwelt hat sich geändert, an die Stelle der von Pferden gezogenen Wagen sind Eisenbahnen, an die Stelle der Schnellposten sind Telegraph und Fernsprecher, an die Stelle von Panzer, Schwert und Speer sind die neuzeitlichen Waffen mit ihren furchtbaren Wirkungen getreten. So ist die gesamte Umwelt, das ganze äußere Leben geändert: der Mensch als solcher, als Vernunftwesen betrachtet, ist geblieben. In gänzlich veränderter Umgebung spielen dieselben Kräfte ihre Rolle, die stets die Menschengeschichte bewegt haben: Liebe und Haß, freier und knechtischer Geist, Hochsinn und Niedrigkeit, Machtstreben und Demut ringen miteinander und schreiben den Menschen ihre Handlungen vor. Sie sind wie vor sechstausend Jahren, so auch heute noch, die Triebkräfte alles Werdens und Wachsens im einzelnen wie im Volke.

Die folgenden Aufsätze sollen versuchen, in abgerundeten Bildern diese Kämpfe und die Folgen, die sie gezeitigt, aufzudecken; sie wollen zeigen, wie das deutsche Volk in den verschiedenen Jahrhunderten gelebt und gestrebt hat und die Wege zu zeigen suchen, auf denen das Volk so geworden ist, wie es heute ist, und dabei die mit der Kulturgeschichte so eng zusammenhängenden wirtschaftlichen Zustände schildern. Sie sollen mit dazu beitragen, an der Hand der Geschichte das deutsche Volk in seinem Werden und Wesen verstehen zu lernen. Nur aus dem rechten Verständnis der Vergangenheit kann eine Kenntnis der Gegenwart erblühen, nur aus dieser ein Blick in die Notwendigkeiten der Zukunft gewonnen werden.

Erster Abschnitt:

Die vorgeschichtliche Zeit

Die deutsche Sprache ist ein Zweig eines größeren Sprachstamms, zu dem außer dem Deutschen noch das Slavische, Keltische, Griechische, Lateinische, ferner das Persische und Indische, das sog. Sanskrit, gehören. Man hat allen diesen Sprachen einen gemeinsamen Namen gegeben, den des indogermanischen oder des arischen Sprachstammes. Wenn alle diese Völker eine nach ihren Wortwurzeln gemeinsame Sprache haben, so muß man daraus schließen, daß sie auch einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben, daß sie früher einmal eine große Volksgemeinschaft gebildet, zusammengewohnt und sich später getrennt haben. Auch verwandte Züge in der Mythologie und Sagenpoesie weisen darauf hin. So nimmt man an, daß es ein arisches Urvolk gegeben habe. Dieses war nach der bisher verbreitetsten Annahme auf der Hochebene des vorderen Asien, etwa zwischen dem Aralsee und dem Pamirplateau, seßhaft gewesen und hat sich dann, wahrscheinlich durch Nahrungssorgen infolge starker Vermehrung getrieben, gespalten: ein Teil wanderte südwestlich und bevölkerte Griechenland und Italien, sich mit den dortigen Ureinwohnern vermischend; ein Teil wanderte nordwestlich und spaltete sich wiederum nach längerem Zusammenleben in drei Stämme: die Germanen, Slaven und Kelten. Die Germanen haben offenbar irgendwo einen langen Aufenthalt erfahren: vielleicht sind sie nach dem Norden Rußlands gewandert, haben von dort aus Skandinavien bevölkert und sind dann südwärts in das heutige Deutschland gezogen. Dort trafen sie zwischen Rhein und Donau auf die Kelten, die sie nun nach Westen drängten, wo sie hauptsächlich Gallien, das heutige Frankreich, besiedelten. Ein dritter Zweig endlich wanderte aus den Ursitzen südöstlich nach Indien ab.

Dies die landläufige Auffassung, die freilich immer mehr zu weichen beginnt. Die „Wissenschaft des Spatens", also die Ausgrabungen und ihre sachkundige Prüfung und Würdigung, hat wahrscheinlich gemacht, daß die Arier aus dem hohen Norden stammen. Dazu kommt die vergleichende Altertumskunde. Zeigen z. B. die homerischen Helden nicht weit mehr von den Lebensgewohnheiten nordischer Helden als von denen südlicher Kämpfer?

Vorkämpfer dieser neuen Ansicht ist der Universitätsprofessor Dr. Gustav Kossinna in Berlin. Er bringt in seinen Schriften und Vorträgen zahlreiche und klare Beweise für eine nordische Abstammung der Arier; der entscheidende Punkt aber ist ihm die Tatsache, daß noch in geschicht-

licher Zeit die freie, führende Oberschicht, der Adel, bei allen arischen Völkern — Germanen, Griechen und Römern, Persern und Indern — genau die Körperbildung zeigt, die später als das besondere Merkmal der Germanen galt: blondes Haar, länglich schmales Gesicht, schlanken kräftigen Wuchs. Sollte es auch Zufall sein, wenn noch die späteren italienischen Maler des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit — Raffael, Michelangelo, Tizian, Bellini, Paolo Veronese und wie sie alle heißen — ihren Christus, ihre Heiligen- und Engelgestalten blondhaarig und blauäugig darstellen?, daß, wenn sie Liebreiz und holde Anmut, Treue und innige Liebe darstellen wollen, germanische Menschen zum Vorbilde genommen werden, während die Glut der Sinnlichkeit, Arglist und Tücke schwarzes Haupthaar und dunkle Augen erfordern? Ist es Zufall, daß im Nibelungenlied Siegfried und Krimhilde blond —, Hagen und Brunhild schwarzhaarig sind? —

Dazu kommt die Länge und besondere Gestaltung des Schädels, die erheblich abweicht von der Schädelbildung der gleichfalls langschädligen, aber dunkelfarbigen kleinen Urbevölkerung Südeuropas und der rundköpfigen Bewohner der Alpen. Die Gräber ganz Europas bergen am Ende der Steinzeit, also etwa im dritten Jahrtausend vor Christus, nur solche Skelette, die diese nordische Menschenart aufweisen; nur die Führenden aber, die vermöge ihres Reichtums dazu in der Lage waren, wurden in solchen würdigen Grabstätten, wie sie sich bis heute erhalten haben, beigesetzt, während die Gräber der unterworfenen andersrassigen Masse nicht erhalten sind. Diese führende Schicht weist also nach dem Norden und Mitteleuropa, von wo die Eroberer ausgegangen sein müssen, keineswegs nach Asien, wo kleine Menschengestalten von mongolenartigem Aussehen beheimatet sind.

Wir wollen demnach getrost mit dem alten Aberglauben, der die Wiege des ganzen Menschengeschlechts nach Asien verlegt, brechen und die Heimat der Arier und somit auch die der Germanen nach Nord- und Mitteleuropa verlegen. Andere, neueste Forscher nehmen den untergegangenen Erdteil „Atlantis" als Ursprungsland der Arier an.

Die Eigenschaften dieser Ur-Arier (Ur-Indogermanen) und damit auch der Germanen waren — nach Kossinna — von jeher körperlicher, geistiger und seelischer Art, und sie sind es, wo das Volk reinen Geblüts geblieben ist, sich insbesondere von farbiger Blutmischung (Semiten, Mongolen, Neger und negerähnliche Stämme) freigehalten haben, noch heute. Nicht nur Schönheit, sondern auch standhafte Gesundheit und ausdauernde Leistungsfähigkeit wie nachhaltige Tatkraft zeichnen sie aus. Dazu gesellt sich ein scharfer Verstand, maßvolles Denken, hoher Gerechtigkeitssinn, Sachlichkeit, Wahrheitsliebe und als Folge dieser Eigenschaften eine angeborene hervorragende Herrschergabe. Endlich ein unerschöpflich reges Seelenleben, reiche Phantasie, Hang zur Mystik (in neuerer Zeit ein schwärmerischer Zug zur Romantik), tiefe Innerlichkeit, die sich auslebt in Musik und Dichtkunst. Zu alledem tritt noch ein unbändiger Freiheits-

drang, harter Eigenwille und nordischer Trotz, der trotz frommer Gemütsart seiner Träger sich auch den Göttern nicht beugt.

Wie lebten nun diese so gearteten Urmenschen, und woher kommt uns das Wissen von ihnen?

Die zweite Frage soll zuerst beantwortet werden: die Quellen unseres Wissens aus jenen Tagen sind Sprachvergleichung, Ausgrabungen, Volkskunde.

Sprachvergleichung: Durch den Wortschatz der Sprache, der sich ergibt, wenn man alle verwandten Worte der arischen Sprachen heraussucht. Kommt in mehreren dieser Sprachen ein Wort mit gleichklingendem Wortstamm vor, wie z. B. für Vater, Mutter, Ochs, Pferd, Wagen, Pflug, Wein, Milch, Honig, Angel, Axt, Schild, Chor, spinnen, nähen, flechten, weben, so muß man annehmen, daß sie diese Worte, also auch die sie bezeichnenden Erscheinungen schon kannten, als sie noch zusammen wohnten. Es muß also schon Viehzucht, Ackerbau, Fischfang betrieben worden sein, die Bewohner müssen sich Gewänder und Gerätschaften, Schutz- und Trutzwaffen gefertigt und die Anfänge einer Familiengliederung gekannt haben. Es ergibt sich aus anderen gemeinsamen Worten weiter, daß sie Schnee und Sommer, das Jahr und seine Einteilung in Monate, heute und gestern, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne gekannt haben, und daß sie als höchstes Lichtwesen den Dieus (griechisch Zeus, lateinisch deus, daher Diespiter, später Jupiter) verehrten.

Die Ausgrabungen: Weisen ausgegrabene Gegenstände, wie Waffen, Urnen, Schmucksachen, Gebrauchsgegenstände in den verschiedensten Gegenden Europas und Vorderasiens gleiche Formen und gleiche Ausführung auf, oder kehren bei ihnen dieselben Zeichen immer wieder, wie z. B. die den Sonnenlauf andeutende Spirale oder das die Wiederkehr alles Geschehens und die Urzeugung andeutende Hakenkreuz (jetzt das Wahrzeichen der N.S.D.A.P.), so muß man daraus den Schluß ziehen, daß sie aus gemeinsamer Quelle stammen, mit andern Worten, daß das gemeinsame Urvolk diese Gegenstände und Zeichen auch schon im Gebrauch gehabt haben muß.

Die Volkskunde, erworben durch den Vergleich mit heute noch lebenden Völkern. Volksbräuche halten sich oft durch die Jahrtausende, zum Beispiel gewisse feierliche Handlungen bei wichtigen Anlässen wie Geburt, Eheschließung und Tod. Finden sich gleiche oder ähnliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern, so kann man auf ihre Verwandtschaft und einstige Zusammengehörigkeit schließen; zeigt ein wilder Volksstamm heute unter Verhältnissen, die denen der Urzeit gleichen — so nehmen manche Forscher an, daß die Eskimos und die Feuerländer etwa unter Verhältnissen leben, die denen der Eisenzeit entsprechen — gewisse Erscheinungen oder Gebräuche, so kann man auf ähnliche Erscheinungen oder Gebräuche unter den Urvölkern schließen.

Haben ferner z. B. die Völker A und B gleiche oder ähnliche Bezeichnungen für Meer und Nachen, C und D aber Bezeichnungen für dieselben Gegenstände mit anderer Sprachwurzel, so kann man daraus

schließen, daß A und B länger zusammengewohnt, daß sie lange gemeinsam das Meer befahren und befischt haben, während C und D sich früher von ihnen trennten. So ergibt sich, daß die Kelten sich von den Germanen und Slaven zuerst getrennt, die beiden letztgenannten aber noch länger in engerem Sprachzusammenhang gestanden, also wohl noch längere Zeit zusammen gewohnt haben.

Aus alledem ergibt sich ein nicht lückenloses, nicht in allen Einzelzügen beweisbares, aber im ganzen doch richtiges Bild vom Leben jener arischen Urrasse, die wir als unsere Ahnen ansprechen müssen. Darnach waren die Arier schon auf einer gewissen Kulturhöhe: die Viehzucht überwog, aber sie trieben auch schon Ackerbau, was eine gewisse Seßhaftigkeit voraussetzt, freilich nur mit dem in zurückgebliebenen Gegenden noch heute üblichen räderlosen Hakenpflug. Jagd und Fischfang spielten noch keine Rolle; ihre Ausbeute verzehrte man nur in Zeiten der Not. Das war schon ein Fortschritt gegen noch ältere Zeiten, die neuerdings, wenigstens an der Ostseeküste, durch Funde aufgehellt sind: acht, ja zehn Jahrtausende vor Christi Geburt wohnte der Mensch auf floßartigem Packwerk, das auf den damals noch offenen Torfmooren schwamm. Er kannte noch keine Tongefäße, anscheinend auch keine Kulturpflanzen, wohl aber lassen Knochenfunde darauf schließen, daß jene Leute von Fischfang und Jagd lebten. Der arische Mensch der Urzeit, von dem hier die Rede ist, wohnte bereits in Dörfern, möglichst am Fuße eines Berges gelegen, der, um die Herden und Kostbarkeiten, die Alten und Schwachen, Frauen und Kinder in Zeiten der Not bergen zu können, eine Burg trug. Die Lehmhütten, die sie bewohnten, waren tief ins Erdreich eingelassen: sogenannte „Kofen" (woher das Wort Kobold stammt, eigentlich Kofwalt, der Geist, der im Kofen, im Hause sein Wesen treibt). Nur eine Lücke über der Tür ließ den Rauch des Herdfeuers aus dem fensterlosen Bau; das Feuer brannte dauernd auf dem Herde, um der Erwärmung, der Erleuchtung und der Zurichtung von Speisen zu dienen.

Die Grundzüge eines Familienlebens müssen bereits vorhanden gewesen sein, auch bildete die Familie bereits einen geschlossenen Wirtschaftskörper: was sie braucht, schafft sie sich selbst; was sie schafft, verbraucht, verzehrt sie für sich. Der Vater ist völliger Herr über die Familie und als Sippenältester auch über die zur Sippe erweiterte Gemeinschaft, mit dem Recht über Leben und Tod begabt. Das Weib war das Arbeitstier der Familie; es wurde als Braut vom Manne geraubt, was oft zu bitteren Familienfehden und Blutrache führte, und, nachdem es Kinder geboren, zur Sklavin erniedrigt.

Die Toten wurden beerdigt, Sklaven, Haustiere, auch wohl die Frau wurde ihnen mit Waffen und Werkzeugen aller Art mit ins Grab gegeben. Aus diesen Beigaben ersieht man, daß die Arier schon an ein Fortleben nach dem Tode glaubten. Sie verehrten anscheinend einen Himmelsgott, den der Glaube später nach Maßgabe seiner zahlreichen Betätigungen, mit denen er den Menschen nützt oder schadet, in verschiedene Ge-

ſtalten zerlegte, die ſich dann ſpäter zu den verſchiedenen Göttern und Halbgöttern entwickelten, die den germaniſchen Himmel bevölkerten. Einen eigenen Prieſterſtand gab es nicht, der Hausvater, Sippen- oder Dorfälteſte verkehrte mit den Göttern.

Von dieſen Ariern haben ſich, wie erwähnt, außer den Kelten, Slaven, Griechen und Römern, Perſern und Indern auch die *Germanen* abgezweigt, die ſeit unvordenklichen Zeiten an der Oſtſee — in Deutſchland und Skandinavien — wohnten. In der Kreide Rügens fand man den vielbegehrten Feuerſtein, deſſen ſtahlharte und ſcharfe Bruchflächen man zu Hämmern, Meſſern, Äxten und Dolchen verarbeitete und von wo man mit unternehmungsluſtigen Händlern Tauſchhandel trieb; beſonders begehrt war auswärts der an der Oſtſeeküſte reichlich vorhandene Bernſtein. An dieſen zum Teil fein polierten, ſehr ſcharfen Waffen und ſonſtigen Gebrauchsgegenſtänden der *Steinzeit*, die man auch aus Granit, Nephrit und anderen Mineralien fertigte, ſind unſere Muſeen überaus reich. Dann tauchte irgendwo — wohl in Vorderaſien oder Nordafrika — die erſte kupferne Speerſpitze auf (der Name Kupfer ſtammt von der Inſel Kypros = Cypern); ſie wurde in Hohlformen gegoſſen, war jedoch zu weich, um ſich einzubürgern. Aber eine Miſchung von neun Teilen Kupfer mit einem Teile Zinn ſtellte die gut verwendbare Bronze dar, die ſich nun Eingang verſchaffte und die plumperen Steinwerkzeuge verdrängte. Freilich war die Bronze zu teuer und zu ſelten, um den Stein ſofort gänzlich auszuſchalten, der Übergang geſchah ſehr allmählich, noch Jahrhunderte hindurch waren Steinwaffen neben Bronzewaffen in Gebrauch. Aber allmählich wurde die Steinzeit abgelöſt durch die *Bronzezeit* (2000 bis 700 vor Chriſti Geburt). Die Oſtſeegebiete wurden geradezu zu einem Mittelpunkt künſtleriſcher Betätigung, wovon ſich jeder überzeugen kann, der die Säle des Kopenhagner, Kieler und Schweriner Muſeums durchwandert. Sind auch die Tier- und Menſchendarſtellungen noch plump, ſo weiſen die Pflanzen-, Schnur- und Waſſerwellenornamente, ſowie die beſonders häufig vorkommenden Spiralen und konzentriſchen Kreiſe doch hohen Kunſtſinn auf. Die Luren, gewaltige, kühn geſchwungene Bronzehörner (im Kopenhagener Muſeum), die noch heute einen lauten, reinen und vollen Ton hervorbringen, entſtammen dieſer Zeit. Streitäxte, Lanzenſpitzen, Beilklingen, Schwerter, Schmuck, alles wird nach und nach aus Bronze gefertigt. Das ganze Leben wird reicher. Der Ackerbau ſpielt eine immer größere Rolle; denn die Seßhaftigkeit wächſt. Man baut, wie Felszeichnungen verraten, Wagen und Karren. Die Männer gehen auf Jagd, der Hund wird des Menſchen treuer Begleiter, der ihm auch wohl ins Grab folgen muß. Der Fiſchfang gewinnt an Bedeutung und Umfang, die Angelgeräte werden verbeſſert. Die Kleidung wird aus Wolle gefertigt: eine Art Lodenſtoff, wie man ſie in den Eichenſärgen der däniſchen Moore und in Mecklenburg gut erhalten gefunden hat, bedeckt Bruſt und Rücken des Mannes, durch Tragbänder und Gürtel gehalten, die Arme und die oberen Teile von Bruſt und Rücken

freilassend, bei strenger Kälte durch einen Umhang ergänzt. Die Frau trug eine kurze Jacke mit halben Ärmeln, am Hals und Nacken ausgeschnitten, und einen langen, durch einen Gürtel zusammengehaltenen Rock. Bronzeschmuck, Halsketten aus Bernstein und bunten Glasperlen, die fremde Händler einführten, bronzene Armspangen und Scheiben, oft mit reicher Verzierung, bilden den Schmuck, auf den auch die Männer Wert legen; Rasiermesser, Kämme, Haarpfeile, ja Ohrlöffel und vor allem Fibeln (Sicherheitsnadeln) zum Zusammenhalten der Kleider, mit reicher und mannigfaltiger Verzierung hat man als Grabbeigaben der Moorleichen gefunden. Daß auch die Frauen mit Schmuck und Gerätschaften ausgestattet beigesetzt wurden, läßt darauf schließen, daß ihre Stellung sich gebessert hat: die Frau ist die vollwertige, geachtete Genossin des Mannes geworden.

Die Wohnungen waren zum Teil auf Pfählen an den Seeufern erbaut, und aus den in den See geworfenen oder gefallenen Gegenständen kann man wieder Rückschlüsse auf den Kulturzustand ziehen. Wir finden da Reste von Fischnetzen und Geweben, verschiedenen Getreidearten und Früchten, Tierknochen, Körben, ja von Kinderspielzeug. Später wurden diese Wohnungen aufs feste Land verlegt; ihre Form erkennen wir aus späteren Graburnen, die in rohen Zügen die Gestalt eines Hauses nachahmen: niedrige Wände, hohes Stroh- und Schilfdach, geschnitzte Tierköpfe am First, eine von Steinen eingefaßte Feuerstätte.

Die Toten wurden in Hockerstellung beigesetzt, an Armen und Beinen gefesselt, doch wohl, um sie unschädlich zu machen und dem Geist des Verstorbenen das Entweichen aus dem Grabe zu verwehren; denn man fürchtete ihn, der nicht tot war, sondern als Traumalb oder Vampyr umging. Dann kam die ausgestreckte Lage in einem Baumsarg in Mode, über den ein Stein gelegt oder ein Erdhügel errichtet wurde. Größere Wirkung übte die Vereinigung solcher Steine zu Steintischen (Dolmen) aus, bei denen zwei große Steine als Unterbau für einen mächtigen Deckstein dienten. Aus ihnen haben sich, indem man sie mit einem Erdhügel überschüttete, die „Hünengräber" entwickelt, die unsere norddeutsche Landschaft — in reichem Maße die Insel Rügen — noch heute zieren. Noch später ging man zur Leichenverbrennung über. Die Asche wurde in steinkistenartigen Gräbern, später in Urnen beigesetzt. Der Holzreichtum hat wohl zu dieser Änderung in der Totenbestattung beigetragen, sicher war er aber nicht der einzige Grund. Vielmehr muß ein Wechsel in der religiösen Anschauung eingetreten sein. Wenn man die Körper nicht mehr erhalten zu müssen glaubte, sondern sie in Staub und Asche zerfallen, sie ins All zurückkehren ließ, so zeugt das doch wohl von einer gehobenen, reineren Auffassung, daß der Geist auch ohne den Leib weiter lebt. Die niedrige Auffassung des Zaubers ist gewichen, die höhere Auffassung des Geistmenschen hat sich durchgerungen.

Aus dem fortgeschritteneren Süden fand sodann (von 700 vor Christi Geburt an) ein zweites Metall seinen Weg nach den Ostseeländern, das

Eisen. Es leitet die dritte — letzte — vorgeschichtliche Periode ein: die **Eisenzeit**. Von Vorderasien kam die Eisenschmiedekunst in die Alpen; nach dem Orte Hallstatt, wo ein umfangreiches Totenfeld mit reichen eisernen Beigaben aufgedeckt wurde, spricht man von der Hallstattzeit, die in ihren Funden, wohl infolge des Salzreichtums jener Gegend, auf bedeutenden Wohlstand schließen läßt. Der Sieg des Eisens über die Bronze zeigt sich um 500 v. Chr. Geburt deutlich in einer keltischen Ansiedlung: **La Tène** am Neuenburger See, wonach man jenes ganze Zeitalter die La-Tène-Zeit nennt. Sie zeugt von gewaltigem Kulturfortschritt: die Handmühle, die Drehscheibe und der Brennofen des Töpfers sind vorhanden; die Funde deuten zum Teil auf hohen Kunstsinn und zeigen, was kulturgeschichtlich wichtig ist, erstmalig auch kostbares Pferdegeschirr. Das Pferd diente also jetzt zum Reiten und Fahren — man hat auch Reste von Streitwagen gefunden — während es bisher nur zur Fleischnahrung und Milchgewinnung aufgezogen wurde. (Reiten, Rad, rota, reda haben denselben Sprachstamm, der auch in Parave **redus**, woraus unser Wort Pferd entstand, enthalten ist.) Bei den Kelten bildeten sich auch befestigte Siedlungen als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs heraus, während die Germanen in ihrer dörflichen Siedlungsweise verharrten. Alt ist bei den Kelten die Einherrschaft (riks = Herrscher, lateinisch rex = König, regere = lenken, im Deutschen in Fried**rich**, Diet**rich** usw. wiederzufinden), während bei den Germanen noch die lockere Familien- und Sippenherrschaft bestehen blieb, und sich nur ganz allmählich größere Gemeinschaften stark demokratischen Gepräges bildeten. Die Nachbarschaft zwischen Kelten und Germanen führte mancherlei Beziehungen herbei. Jene weichen mehr und mehr zurück, um nach dem sonnigeren Süden zu ziehen; in Italien treffen sie auf ihren Wanderzügen auf die Römer und vernichten (390) an der Allia ein römisches Heer vollständig. In Kleinasien siedeln sie sich als Galater an; hauptsächlich bevölkern sie das südliche Frankreich, aber auch in Britannien finden wir ihre Spuren. Viele geographische Namen, auch bei uns Deutschen — Rhein, Donau, Isar, Mainz, Taunus, Jura usw. sind keltischen Ursprungs, ebenso wie Flur, Zaun, Nuß, Eisen Leder, Reiten, Geißel u. a.

Verwundert erkannten die Menschen am Mittelmeer, daß es auch jenseits der Alpen sowie der großen Ströme Rhein und Donau Völker gab, die ihren Anteil an der Welt begehrten. Die Kelten, vor allem aber die **Germanen**, greifen von jetzt ab in die Geschichte ein. Aus diesen alten Germanen ist das Volk erwachsen, das das gewaltige Römerreich zertrümmern sollte. Noch bildeten sie kein Volk, aber alle Eigenschaften, die später ihre Tüchtigkeit ausmachten und sie den weltbeherrschenden Römern überlegen zeigten, waren damals schon teils im Keime, teils in scharfer Ausprägung vorhanden.

*

Zweiter Abschnitt:

Die Römerzeit

Um 500 vor Christi Geburt, also während der La-Tène-Zeit, saßen in dem Tieflande zwischen Weichsel und Elbe, in unendlich viele kleine Stämme zersplittert, die Germanen. Überquellende Volkskraft trieb sie aus ihren Wohnsitzen nach Westen, wo der Rhein, und nach Süden, wo die Alpen ihrem Weiterdringen Halt boten. Doch der Vorstoß, das Drängen nach West und Süd dauerte an; ihre Scharen stießen dabei auf die Römer. Zunächst waren es die Stämme der Kimbern und Teutonen, die nach anfänglicher Überrumpelung und Besiegung römischer Heere von diesen treulos verraten und dann zersprengt und vernichtet wurden (113—101 v. Chr.). (Die erste zusammenhängende Äußerung eines Germanen, die uns zufällig erhalten ist, waren die Worte eines Mecklenburgers, 109 v. Chr. Als ihm in Rom sein römischer Begleiter ein kostbares Gemälde, einen Hirten darstellend, wies und fragte, wie hoch er das Meisterwerk wohl schätze, antwortete der Teutone: „Einen solchen Kerl möchte ich nicht geschenkt haben, selbst wenn er lebendig wäre.")

Den über den Rhein nach Gallien vordringenden Scharen (z. B. unter Ariovist) setzte Caesar eine Grenze. Römisches Wesen verbreitete sich zunächst an den Grenzen, so daß die Römer schließlich das Ziel ins Auge faßten, ganz Westgermanien zu unterwerfen. Den ersten Erfolgen folgte strenge römische Herrschaft; überall wurde römische Verwaltung mit römischen Steuern und römischer Rechtsprechung eingeführt, zum Teil, wie unter Varus, in unkluger Übertreibung und mit rohem Zwang. Das setzte Erbitterung; dem Cherusker Hermann (Arminius) gelang es, eine Anzahl von germanischen Stämmen zu einem festen Bunde zusammenzuschließen: in der furchtbaren Schlacht am Teutoburger Walde (9 n. Chr.) wurden die Legionen des Varus völlig vernichtet, das Land von Römern frei, die Unterwerfungsabsicht aufgegeben, Rom in die Verteidigungsstellung gedrängt, — eine weltgeschichtliche Tat, ohne die die Germanen gleich den Kelten vom Römischen Reich aufgesogen worden wären.

Von jetzt ab gestalteten sich die Verhältnisse friedlich, abgesehen von den dauernden Versuchen der Germanen, über Rhein und Donau hinüberzufluten, was die Römer schließlich zur Festlegung und Befestigung der Grenze zwang: an Donau und Rhein, von Regensburg bis etwa zum mittleren Rheinlauf, entlang wurde ein Grenzwall (limes) angelegt und

mit Kastellen, z. B. der Saalburg, geschützt. Von jetzt ab vollzog sich eine friedliche Entwicklung, ein reger Warenaustausch herüber und hinüber begann. Die heute noch blühenden Römerstädte (Xanten, Koblenz, Köln, Trier, Straßburg, Mainz, Passau, Augsburg, Regensburg u. a.) sind damals gegründet.

An einen staatlichen oder auch nur staatsähnlichen Zusammenschluß der germanischen Völkerschaften war zu jener Zeit noch nicht zu denken; im Gegenteil, eine große Zahl einzelner Stämme — Ubier, Friesen, Chauken, Angeln, Langobarden, Brukterer, Marser, Usipeter, Tenkterer, Chatten (Hessen), Cherusker, Markomannen und andere — hauste in steter, meist kleinlicher Feindschaft ohne Gefühl des Zusammenhangs nebeneinander. Nur in Zeiten der Not, wie z. B. gegen die drückende Römerherrschaft, kam ein Bund zustande, der aber immer wieder zerfiel, wie ja leider dieses Gegeneinanderstreben der an sich von Natur zusammengehörigen Volksteile noch heute eine bedauerliche Eigenart der Deutschen ist.

Durch die Befestigungen an Rhein und Donau an weiterer Ausdehnung gehindert, gingen die Germanen immer mehr zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau über, was eine starke Vermehrung der Volkszahl zur Folge hatte. Aber das Sehnen der ganzen germanischen Welt, besonders auch der Ostgermanen, die das Drängen nach Westen und Süden nicht aufgaben, ging nach wie vor auf Gewinnung von Land in Gallien und Italien. Dazu kam die Sehnsucht nach diesem Märchenlande jenseits der Reichsgrenze, wo nach den übertriebenen Schilderungen einzelner Besucher im Gegensatz zu ihrem eigenen rauhen, von undurchdringlichem Urwalde durchzogenen Lande ewiger Sonnenschein, Wärme, Wein und Frohsinn winkte. Die zunehmende Schwäche des Römischen Reiches begünstigte dieses Streben, und so kam es zu einer ungeheuren, unaufhaltsamen Bewegung, die vom 2. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. G. andauerte: der sogenannten V ö l k e r w a n d e r u n g. Ganze Völkerschaften sehen wir mit Weib und Kind auf Ochsenkarren und zu Fuß ausziehen, mit harter Begehrlichkeit, der sie durch Kraft und trutzigen Freiheitssinn Nachdruck gaben, Land, aber auch Herrschaft, Ehre und Ruhm erstrebend. Diese durch zwei bis drei Jahrhunderte währende Bewegung hatte eine völlige Umgestaltung zur Folge: die alten Völkerschaften wurden durcheinandergewirbelt, und es bildeten sich nun aus wirtschaftlichen wie aus politisch-militärischen (Verteidigungs-) Gründen Zusammenschlüsse zahlreicher kleiner Völkerschaften zu großen, anfänglich losen, allmählich immer fester werdenden Völkerbünden.

Die Hauptquelle für die politischen, wirtschaftlichen und kulturlichen Zustände Germaniens jener Zeit ist der römische Geschichtsschreiber T a c i t u s, der in seinem berühmten Werke „Germania" seinem entnervten Zeitalter den Spiegel der Reinheit vorhält, und dessen Bericht durch andere Schriftsteller — besonders Caesar und Ptolemäus — ergänzt wird. (Tacitus lebte um 100 n. Chr. G. Seine Germania wurde im 15. Jahr-

hundert im Hersfelder Klosterarchiv gefunden. Eine treffliche Übersetzung ist die von Ludwig Wilser in Heidelberg.) Nach diesen Berichten ergibt sich folgendes Bild:

Das Klima war im ganzen rauh, der Boden mit Wäldern, Sümpfen und Mooren bedeckt; dazwischen lagen angebaute oder doch anbaufähige Landstriche von nicht allzu weiter Ausdehnung. Hier wohnte das Geschlecht, dem Tacitus in seiner Germania ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Einige Sätze erscheinen besonders kennzeichnend und auch für die Gegenwart vor anderen beherzigenswert:

„Ich bin überzeugt, daß die germanischen Stämme, unbefleckt durch Mischehen, eine durchaus reine, eigenartige Rasse für sich bilden...

Die Ehe wird dort sehr heilig gehalten, und nichts von ihren Sitten muß man mehr loben... Obgleich die Germanen so zahlreich sind, kommt Ehebruch selten vor. Die Strafe folgt auf dem Fuße und ist dem Ehegatten überlassen. Denn für Ehebruch gibt es keine Verzeihung; weder durch Schönheit noch Jugend noch Reichtum kann eine solche Frau einen neuen Gatten finden. Niemand lacht dort über unsittliche Vergehungen, und verführen und sich verführen lassen wird nicht Zeitgeist genannt.

Die Zahl der Kinder zu beschränken, wird als Unrecht angesehen, und gute Sitte gilt dort mehr als anderswo gute Gesetze."

Diese herbe Keuschheit der Frauen, die Kraft und der Freiheitsmut der Männer befähigte sie dem morsch gewordenen Römerreiche gegenüber zu großen Taten. Ihre Wildheit zeigte sich aber nicht bloß gegen die Römer, sondern, wie schon angedeutet, auch gegen ihre eigenen Volksgenossen. Die einzelnen Völkerschaften waren wohl zum Teil gruppenweise zu Kultusgemeinschaften zusammengeschlossen, sonst aber wollten sie nichts miteinander zu tun haben, ja sie suchten sich durch wüste Landstreifen, Moore und Urwald, selbst durch befestigte Grenzen voneinander zu scheiden.

Jeder freie Mann war Bauer. Ackerbau und Viehzucht wurden in einfachen Formen betrieben, Schweinemast in Eichenhainen, Schaf-, Pferde- und Rinderzucht auf gemeinsamer Weide, Jagd auf der Heide und in den überall vorhandenen Wäldern. Die Ackerwirtschaft, die Roggen, Weizen, Hafer, Gerste und Spelz anbaute, lag anscheinend der Frau, den Kindern und den Kriegsgefangenen ob, die Männer zogen die bewegtere Viehwirtschaft vor. Am meisten zog Krieg und Jagd sie an, der Tod auf dem Schlachtfelde war ehrenvoll und erwünscht. „Sie halten es für das Anzeichen eines matten und trägen Geistes," sagt Tacitus, „das durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut leichter haben kann." Statt zu erarbeiten, was sie zum Leben brauchen, gingen sie lieber auf Kriegsbeutezüge aus, von denen sie sich durch lange Winterruhe und gastliche Schmausereien mit Zechgelagen und aufregendem Spiel erholten. Hab und Gut, Weib und Kind, ja ihre Freiheit setzten sie dabei aufs Spiel.

Ihre Kriegslust ging so weit, daß die Jugend oft sogar in fremde Kriegsdienste trat. Namentlich waren bei den Römern, deren Eroberungssucht nicht genügend erkannt oder gewürdigt wurde, häufig Germanen als Offiziere und Soldaten zu finden. So ist es auch zu erklären, daß so oft Germanen gegeneinander die Waffen erhoben: es fehlte ihnen durchaus die Erkenntnis ihrer Zusammengehörigkeit. Doch waren zur Zeit des Tacitus schon aus den ursprünglich vorhandenen Familien und Sippen Völkerschaften entstanden, die eine größere geschlossene Einheit bildeten. Sie stellten die einzige staatliche oder besser staatsähnliche Einheit dar. Doch bildeten auch hier die eigentliche Grundlage des Staatswesens nicht die Völkerschaften in ihrer Gesamtheit, sondern die Gaue, in die die Völkerschaften zerfielen. Die die Gaue umschlingende Gemeinschaft war sehr locker, und einem Manne wie Armin, dem Cherusker, der in schwerer Notzeit wohl einen Bund der in ihrer Freiheit bedrohten Völker zusammenschweißte, gelang es nicht, diesem Bunde Dauer zu geben. Vielmehr fiel er, des Strebens nach der Königsherrschaft, also nach straffer Zusammenfassung der Gaue unter seinem einheitlichen Befehl, verdächtigt, durch Meuchelmord. Der Gau war dadurch entstanden, daß sich einige Hundertschaften, aus je 100 bis 120 Kriegern, also etwa aus 6—800 Häuptern bestehend, seßhaft gemacht hatten. Und diese Hundertschaften wiederum waren durch Zusammenschluß mehrerer verwandter Sippen entstanden. Also Familie, Sippe, Hundertschaft, Gau, Völkerschaft, Volk, in dieser Reihenfolge ging die Entwicklung vor sich. Doch blieb, auch als schon Gaue bestanden, die Hundertschaft als besonderer Verband zu kriegerischen und Gerichtszwecken bestehen.

Die Staatsgewalt war im allgemeinen demokratisch, d. h. sie ging aus von der Gesamtheit, aber insofern mit starkem aristokratischem Einschlag, als nur der Freie politisch und rechtlich als voll galt. Daher war Träger der Staatsgewalt die Versammlung aller Freien. Es gab nämlich zwei Stände, die sich scharf voneinander schieden: Freie und Unfreie. Letztere waren nicht eigentlich Sklaven, wie im alten Rom, wenigstens nicht durchweg; vielmehr gab es verschiedene Stufen der Unfreiheit: da waren Kriegsgefangene und solche, die im Spiel ihre Freiheit verloren hatten, und Freigelassene. Die große Masse des Volkes bildeten die Freien, und zwar die Gemeinfreien, von denen sich wieder eine besondere Gruppe, der Adel, abhob. Dieser bildete keinen streng geschlossenen Stand und zeichnete sich von der Umgebung nur durch vornehme Geburt, größeren Besitz an Vieh und größere persönliche Achtung aus, die ihm die Volksgenossen entgegentrugen, meist wohlverdient durch Klugheit im Rat und hervorragende Tapferkeit. Wann der Adel entstanden ist, läßt sich nicht nachweisen; als die Germanen in die Geschichte eintraten, war er bereits vorhanden.

Eine besondere Stellung nahmen im Adel die Fürsten ein, ursprünglich wohl die Häupter oder Ältesten der Adelsfamilien, die gemein-

sam den Fürstenrat bildeten. Sie waren es, die (nach Caesar) die in gemeinsamem Eigentum stehenden Äcker unter die Nutzungsberechtigten verteilten, die (nach Tacitus) über die nicht besonders wichtigen Angelegenheiten der Volksgemeinschaft zu entscheiden hatten, während die wichtigeren der Entscheidung der Versammlung der Freien, dem Thing oder Ding, vorbehalten waren. Aber auch in ihnen hatten die Fürsten eine bedeutsame Aufgabe, indem sie die Angelegenheiten vorbereiten und vorberaten mußten. Die Fürsten unterhielten in Krieg und Frieden ein „Gefolge" von jungen Adligen, die stets ihre nächste Umgebung bildeten, von ihnen Ausstattung und Unterhalt erhielten und ihnen dafür zu Treue und Gehorsam verpflichtet waren. In der Gerichtsversammlung und Friedensgemeinde, dem Thing, führten die Fürsten den Vorsitz, im Kriege führten sie die Mannschaft des Gaues an; gewöhnlich stand je eine Hundertschaft unter dem Befehl eines Fürsten.

In gewöhnlichen Zeitläuften kam man mit dieser Verfassung aus; nur in Kriegen oder sonstigen Notzeiten wählte man wohl aus der Zahl der Fürst einen Herzog (der vor dem „Heere zog"). Diese Stellung war keine dauernde, nach getaner Arbeit trat der Herzog zurück, und eifersüchtig wachte das Volk darüber (man denke an das Ende Armins!), daß das geschah. So fehlte in Friedenszeiten eine Stelle, die die ganze Völkerschaft zusammenfaßte. Doch kam schon in jenen Zeiten in verschiedenen Völkerschaften, namentlich im Osten, das Königtum auf (abgeleitet von kuni = Geschlecht), das nach und nach bei immer mehr Völkerschaften Eingang fand.

Das Thing, bei dem, wie gesagt, im übrigen die Staatsgewalt lag, als die Gemeinschaft der Freien, trat entweder an bestimmten Tagen, bei Neu- oder Vollmond, zusammen, oder auf besondere Einladung bei besonderen Anlässen; in jenem Falle spricht man vom ungebotenen, in diesem vom gebotenen Thing. Es übte die hohe Gerichtsbarkeit über schwere Meintat (mein, mittelhochdeutsch = falsch, noch heute erhalten in Meineid), entschied über Krieg und Frieden, wählte König und Herzog und machte die jungen Männer, wenn sie herangewachsen waren, in feierlicher Handlung durch die „Schwertleite" (= Schwertverleihung) wehrhaft. Murren oder Aneinanderschlagen der Waffen gab die Ablehnung oder Genehmigung der Vorschläge des Fürsten im Gau-Thing oder des Fürstenrats im Land-Thing kund.

Die Hundertschaft spielte militärisch insofern eine Rolle, als sie die unterste Gliederung des Gauvolkes darstellte. Den Kern des Heeres bildete das Fußvolk, die Schlachtordnung war der Keil (wegen seiner spitz zulaufenden Form auch Eberkopf genannt), an dessen Spitze die Tapfersten und Stärksten kämpften, während hinter der Front sich als Schutz für einen etwaigen Rückzug die Wagenburg befand; an ihr fanden sich oft auch die Frauen ein, um die Männer zum Kampfe und zum Ausharren anzuspornen. Als Waffen finden wir neben Keulen, Hämmern und Äxten

den zu Stoß und Wurf dienenden Speer (die Framea) mit kurzem Schaft und schmaler Eisenspitze, sowie den runden oder länglichen Schild in den verschiedensten Ausführungen je nach der Vornehmheit und dem Vermögen des Trägers. Helm und Schwert sind späteren Ursprungs, ebenso der Panzer, der aber keine weite Verbreitung fand. Der Kopf wurde anfangs mit Fellen oder Hörnern von Tieren bedeckt, was sowohl dem Schutze diente, als auch bestimmt war, den Feind zu schrecken. Diesem Zwecke diente auch das wilde Kriegsgeheul, mit dem die Krieger ihren Angriff begleiteten, und dessen Wirkung sie durch vorgehaltene Schilde noch zu verstärken strebten. Dieser „furor teutonicus" (= teutonische Begeisterungswut) war lange Zeit der Schrecken der Feinde; auch die Römer erlagen ihm anfangs. Unter dem Knattern der den Göttern geweihten Feldzeichen und Banner zogen die Germanen ins Feld. Aber auch die Reiterei genoß hohes Ansehen.

Recht und Gerichtswesen waren noch wenig ausgebildet. Insbesondere fehlte den alten Germanen noch gänzlich die Vorstellung, daß die Allgemeinheit die Pflicht habe, aus eigenem Antriebe gegen eine Verletzung des Rechtsfriedens einzuschreiten, es sei denn, daß die Gottheit oder die Volksgesamtheit verletzt war. Sonst überließ man es bei schweren Meintaten, wie Totschlag und Mord, dem Geschädigten selbst, sich Sühne zu verschaffen. Unterblieb das, so ging der Täter straflos aus. Die Sühne wurde meist mit Gewalt beschafft, wobei die Blutrache eine große Rolle spielte, durch die ganze Geschlechter sich oft in langjähriger, blutiger Fehde aufrieben. Die Rache wurde oft Jahre hindurch aufgespart. (In einer Island-Erzählung sagt eine Frau, die in vierter Ehe lebt, zu ihrem vierzigjährigen Sohne: „Mich dünkt, der Mord an deinem Vater, meinem ersten Mann, ist noch immer nicht gerächt.") Die Sühne konnte aber auch durch gütliche Übereinkunft geschaffen werden, durch eine an den Geschädigten oder dessen Sippe zu zahlende Buße, die im Falle der Tötung Wergeld (wer, lateinisch vir = Mann) hieß. Die öffentliche Gewalt half hierbei nur insofern, als sie die Tatsache einer Schuld oder auch wohl die zu leistende Sühne feststellte, wobei Eideshelfer, Gottesurteile (z. B. Kessel- und Feuerprobe) und der Zweikampf eine Rolle spielten. Nur in einigen wichtigen Sachen, wie Feigheit vor dem Feinde, Brandstiftung, Ehebruch und dergleichen trat von seiten der Allgemeinheit eine Strafe ein: Bann, Acht oder Friedlosigkeit, d. h. Ausschluß aus der Rechtsgemeinschaft, Geldbuße und auch Todesstrafe. Das im Einzelfalle angemessene Urteil wurde von der Versammlung selbst „gefunden" oder „geschöpft", später durch eigens dazu bestellte Urteilsfinder oder „Schöffen" (abgeleitet von schöpfen); der Vorsteher leitete nur die Verhandlungen. Größere Sachen kamen vor das Thing, kleinere vor die Hundertschaft.

Der Eigentumsbegriff war noch wenig entwickelt, insbesondere gehörte Ackerland, Weide und Wald der Gesamtheit („Almende") und

wurde jährlich verlost; das „Los" unterlag dem Flurzwang, d. h. einer durch die Genossenschaft festgesetzten Art der Bebauung. Nur an Haus und Hof, die bei fortschreitender Seßhaftigkeit der Bewohner nicht jährlich wechseln konnten, bildete sich früh ein den Zugriff anderer ausschaltendes Privateigentum heraus. Man wohnte in Dörfern oder, wie namentlich in Westfalen noch heute, auf Einzelhöfen, meist in Blockhäusern, die mit Rohr, Schilf oder Flechtwerk gedeckt waren. Neben dem Haupthause lagen noch die Wirtschaftsgebäude, meist auch ein Badehaus, die „Stube" genannt (gleichen Stammes mit zerstieben, weil in ihr das Wasser auf heißen Steinen zum Zerstieben gebracht wurde; im Italienischen heißt der Ofen stufa). Denn das Baden, vor allem das Dampfbad, war sehr beliebt. (Erst die Kirche hat später aus törichter Scham vor dem eigenen Körper die Nacktheit für unsittlich erklärt und dadurch das Baden zeitweise nahezu verboten.) In Niedersachsen war der ganze Wirtschafts- und Wohnbetrieb früh unter einem Dache vereinigt.

Das Leben war einfach: Brei, Grütze, Milch, Butter und Käse war die gewöhnliche Nahrung, nur bei Opferschmäusen oder nach erfolgreicher Jagd gab es Fleisch. Als Getränk diente der mit Honig durchsetzte Met, Bier und bei Vornehmeren auch Wein, der eingeführt wurde. Die Kleidung bestand in Hemd oder Rock aus Fellen, dann aus Leder oder Loden, mit einer Fibel zusammengehalten, und einem Bruch (brok, im Englischen noch heute breeches, sprich: brietsches), enganliegenden Hosen. Die Frauen kleideten sich anfangs wie die Männer, erst später kam eine besondere Tracht auf.

Alles in allem sehen wir, daß bei der rauhen Unwirtlichkeit des Landes, die die Germanen neben dem Siege des Cheruskers Armin vor einer allzu scharfen Eroberungslust der Römer und damit vor dem Schicksal Galliens, römische Provinz zu werden, bewahrte, trotz mancher Ansätze höherer Kultur die äußere Lebenshaltung schlicht, oft dürftig, daß in ihm aber ein starkes Kriegergeschlecht von unverwüstlicher Lebenskraft entstanden war.

Das zeigt sich auch auf seelischem und geistigem Gebiet. Fehlte ihnen auch die Schrift, so zeigen sie doch eine reiche Veranlagung. Und namentlich war ihre Religion stark von sittlichen Gedanken erfüllt. Ihr reicher und schöner Götterglaube erwuchs aus der Natur ihrer Heimat und war aufs innigste mit ihr verknüpft. Wie der Germane das Zusammenleben der Massen in Städten verabscheute und am liebsten für sich auf seinem Hof hauste, so spielte sich auch die Verehrung seiner Götter in der freien Natur ab: es gab (nach Tacitus) weder Götterbilder noch Tempel; in heiligen Hainen oder auf Bergeshöhen wurde ihnen geopfert.

Die Kulte waren anfangs verschieden: im Herzen Deutschlands war oberster Gott der alt-arische Himmels- und Kriegsgott Tiway oder Ziu (Tiu, hiervon ist unser Dienstag abgeleitet), der zur Römerzeit noch den Vorrang hatte, bei den Seegermanen wogen Fro und Frouwa (oder

Nerthus), die Mutter der Erde, vor, am Rhein, besonders unter den Franken, der Windgott Wotan (Wuotan, Odin, an den noch die englische Bezeichnung für Mittwoch, wednesday, erinnert), der, als die Franken der herrschende Stamm wurden, zum allgemein anerkannten obersten Gott wurde, während im Norden Donar (der unserm Donnerstag den Namen gab) oder Thor vorherrschte. (Das Christentum prägte aus Ziu später den Erzengel Michael, aus Wotan den mit Hut und Mantel reisenden heiligen Martin.)

Wohl waren die Götter anfangs Naturkräfte, denen sogar stellenweise Menschenopfer (Kriegsgefangene) dargebracht wurden. Bald aber wurde Wotan, der oberste der Asen (Götter) der Träger sittlicher Gedanken und kulturlichen Fortschritts. Sein allsehendes Auge ist die Sonne, die ihm heiligen Raben halten stets die Verbindung mit der Erde aufrecht. Auf seinem weißen Hengst Sleipnir (Sleifnir) durchrast er mit einem Geisterheer, namentlich in den Zwölfnächten (von Jul, d. h. Weihnachten, ab beginnend, die Nacht; er war der Gott des Himmels und des Sturmes, der gütig waltende Allvater der Götter. Donar oder Thor war der Gott des Donners, der den furchtbaren Blitzhammer gegen die Riesen schwingt, mit feuerrotem Bart und blitzfunkelnden Augen, der aber auch mit den Gewittern die Felder segnet und so den Ackerbau fördert und schützt, und neben ihm Ziu, der Gott des Krieges.

Neben diesen Hauptgottheiten treten noch hervor der Licht- und Frühlingsgott Baldur, der Liebling der Götter, der vom tückischen Loki getötet wird, — Wotans Gattin Frigga, die ewige Mutter des Lebens und spinnende Hausfrau in Asgard, dem Sitze der Götter, — Freia (von der sich unser Freitag herleitet), die Göttin der Liebe, und ihr Bruder Fro, der freudige Jüngling, der fern vom Kampfgewoge freundlich auf seinem borstigen Eber durch das Korn reitet.

In allen Germanen war der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode lebendig; sie lebte (nach der Edda, die uns diese alten germanischen Sagen überliefert hat), bei Hel, der Göttin der Unterwelt (daher das Wort Hölle), oder von den Walküren (d. h. Totenwählerinnen) geleitet, in der Walhalla bei Wotan. Und ferner bestand der hoffnungsfreudige Glaube, daß nach dem Untergange dieser Welt, — dem „Muspilli", dem Weltbrande, — in dem die schuldbeladenen Götter ihren Untergang finden, eine schöne, bessere Welt erstehen werde.

Und neben diesen Göttern und Göttinnen webt und waltet die bunte Märchenwelt der Riesen und Zwerge, der Wald-, Wasser- und Hausgeister (Kobolde), die die ganze Welt erfüllen, — ein ununterbrochenes Eingreifen der Gottheiten in die Geschicke der Menschen bedeutend. Überall tritt bei den Menschen das Streben zutage, sich die Gottheit durch Opfer geneigt zu machen, ihren Willen aus dem Wiehern der Rosse, den Eingeweiden der Opfertiere, dem Flug der Vögel, dem Fall der aus Buchenstäben (daher „Buchstaben") geschnitzten Runenzeichen zu erforschen. Solche Befra-

gungen waren an der Tagesordnung bei öffentlichen und privaten Angelegenheiten, dort war es in späterer Zeit ein eigener Priester oder auch der König, Herzog oder Fürst, hier der Hausvater, der sich der Gottheit nahte.

Man darf aber diese Götterwelt nicht mißverstehen: sie ist nicht wirklich gedacht, sondern ist Sinnbild der Gottesmacht. „Im innersten Herzen haben sie, und mit letzter Gewißheit, den einzigen Gott erkannt, den Vater aller Götter und Menschen, den Schöpfer Himmels und der Erde, in keinem anderen Sinne als die Erkenntnis vom Wesen der Gottheit bei unseren größten Denkern".

In der Edda tritt uns auch zum ersten Male der Glaube entgegen, daß unser Heil auf unserm Blute beruhe. Über allen den verschiedenen Göttern aber steht Allvater, — nicht Wotan, der geboren ist und in der Götterdämmerung wieder vergeht, in dieser Auflösung der stofflichen Welt, „die jedoch eine Neuschöpfung nach sich zieht, im ewigen Wandel des Geschehens vom Entstehen über das Sein zum Vergehen". (Nach Gorsleben: „Hochzeit der Menschheit".)

Alles in allem: ein kraftstrotzendes, in der Fülle leiblicher und seelischer Gesundheit stehendes Volk, noch hart, oftmals auch roh, rücksichtslos, gewalttätig, ja grausam und tückisch gegen den Feind des Landes und der Sippe, daher oft als treulos und arglistig gescholten, aber von tiefer, fast kindlicher Innigkeit des Gemüts, daher die Keime zu allem Guten und Edlen in sich tragend, Menschen, die fest zu ihrem Wort und ihren Taten stehen, allzeit bereit, für die eigene und ihres Volkes Ehre zu sterben, daher doch treu im tiefsten Sinne dieses Wortes in höchster Vollendung: so tritt uns das germanische Volk jener ältesten Zeit entgegen. Kein Wunder, daß es das alt gewordene, sich innerlich zersetzende Römische Reich schließlich in Trümmer schlug; denn letzten Endes ist es nicht die Waffe, sondern der Geist, der im großen Völkerringen entscheidet.

Dritter Abschnitt:

Die Frankenzeit

Römer und Germanen waren nach den wiederholten heftigen Zusammenstößen in eine abwartende Stellung gegen einander getreten. Diese Zeit, die arm an Überlieferungen ist, war reich an Vorgängen innerhalb der deutschen Grenzen. Die Völkerwanderung hatte bewirkt, daß sich eine größere Anzahl von Völkerschaften zu Stämmen zusammengeschlossen und seßhaft gemacht hatte. Wir treffen auf die Sachsen (die ihren Namen von ihrer Waffe sahs = Messer ableiten) zwischen Nordsee und Harz, die Alemannen links des Mainlaufs, die Franken (von ihrer Streitaxt „franka" benannt), die wieder in zwei Gruppen zerfielen: die ripuarischen (von ripa = Ufer) an den Ufern des Mittelrheins und rechts vom Main wohnend, und die salischen (abgeleitet von sal = Salzmeer) am Niederrhein bis zur Nordsee, ferner die Thüringer in Mitteldeutschland, die Bayern oder Bojowaren (in Böhmen, später im heutigen Bayern), die Burgunder (an der Weichsel, dann zwischen Franken und Alemannen, schließlich an der Rhone seßhaft), weiter im Osten die Goten, in Ost- und Westgoten gespalten, die Vandalen und Langobarden.

Durch einen Angriff der Hunnen, eines mongolischen Reitervolks, auf die Ostgoten, dann auf die Westgoten, wurde ganz Europa durcheinandergewirbelt (375). Die Verdrängten stießen auf bewohnte Gegenden, ihnen drängten planlos andere nach; wie die Not es brachte, wurden sie geschoben und schoben andere vor sich her. So gelangten die Vandalen durch Frankreich und Spanien (daher die spanische Provinz [V]Andalusien) nach Nordafrika, wo sie ein Reich von kurzer Dauer gründeten; die Ostgoten bildeten unter Theoderich dem Großen, dem „Dietrich von Bern" der Sage, ein starkes Reich in Italien mit der Hauptstadt Ravenna, das seinen Gründer nicht lange überlebte; die Westgoten unter Alarich, der 410 sogar Rom besetzte, ein solches in Südafrika und Spanien; Angeln und Sachsen setzten nach Britannien über; die Franken drangen ins nördliche Gallien, die Langobarden nach Italien vor, wo sie der Lombardei (eigentlich Langobardei) den Namen gaben. So zerschlugen und überfluteten sie das Römische Reich, verjüngten, auch wo sie sich nicht hielten, das Blut und drückten dem Leben ein germanisches Gepräge auf. Aber die meisten dieser Reiche sind, nachdem sie die Rasse veredelt,

zusammengebrochen: ihnen fehlte die staatsbildende Kraft. Nur in England hielten sie sich nach Vermischung mit den Ureinwohnern, den Pikten und Skoten (daher der Name Schottland), und auf deutschem Boden gelang es allein den Franken, ein dauerndes Reich zu gründen.

In diese Jahrhunderte fällt auch das erste Eindringen des Christentums in germanische Völker. Da die Römer diese Religion größtenteils schon angenommen hatten, war es nicht verwunderlich, daß sie auch den mit den Römern in stetem Kulturaustausch stehenden Germanen bekannt wurde. Die ersten Schritte in dieser Richtung geschahen bei den Goten in Südungarn (dem heutigen Jugoslavien) durch Ulfilas (Wulfila), der die Bibel ins Gotische übertrug und damit das erste Schriftwerk in germanischer Sprache verfaßte[1]. Nach und nach folgten andere Stämme, — die Germanen in Deutschland freilich erst viel später.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten zwar keine Einheit gebracht, aber doch die einzelnen Stämme in sich gefestigt und zum Teil unter dem Zwange der Not eine erbliche Königs- oder Herzogsmacht geschaffen. Daß viele von ihnen später zu einem Gesamtreiche zusammengeschlossen wurden, ist das Werk eines fränkischen Fürstengeschlechts, der Merowinger, dessen bedeutendster Herrscher, Klodwig (481—511), zielbewußt, mit allen Mitteln der Gewalt und List, der Grausamkeit und Heuchelei ein bedeutendes Reich zusammenbrachte, indem er die Westgoten in Südfrankreich, die Alemannen und rheinischen Franken sowie die Reste der römischen Herrschaft (um Paris) seinem Schwerte unterwarf. Seine nächsten Nachfolger besiegten noch die Thüringer und Burgunder, so daß das Frankenreich das heutige Frankreich und Deutschland bis einschließlich Thüringen (Unstrut), jedoch ohne Bayern, umfaßte. Aus politischen Gründen trat Klodwig auch zum Christentum über, und zwar in der Form des Arianismus, wie es die Römer bekannten. Der in der Lehre bestehende Unterschied zwischen den Arianern und Athanasianern — beruhend in der Auffassung vom Wesen Christi — war hier aber nicht das Bedeutsame, sondern das Wichtige war, daß Klodwig das Christentum der Römer, das spätere „katholische" (d. h. allgemeine) annahm und so dessen Eingang in Deutschland vorbereitete. Auch nahm er voller Stolz die ihm verliehene Würde eines römischen Konsuls an, und blieb aus diesen beiden Gründen mit der Weltmacht Rom in gutem Einvernehmen.

Klodwigs Nachfolger entarteten völlig; wilde, blutige Kämpfe innerhalb des entnervten Königsgeschlechts durchtobten das Land. Je schwächer der König, um so stärker sein höchster Beamter, der Hausmeier (lateinisch:

[1] Sprachprobe: Das Vaterunser. Atta unsar thu in himinam; veihnai namô thein; quimai thiudinassus (Herrschaft) theins; vairthal vilja theins, svê in himina jah ana airthai (Erde). hlaif unsarana thana sintelnan gif uns himma daga. jah aflêt uns thatai (daß) skulans sijaima (wir seien), svasvê jah veis (wir) aflêtam thaim (den) skulam unsaraim; jah ni briggais in fraistubnjai (Versuchung) ak lausei uns af thamma ubilin. unte (denn) theina ist thiudanagrdi jah mahts jah vulthus (Glanz) in aivins (Ewigkeit). Amen.

majordomus). Dieser hatte die tatsächliche Gewalt in Händen, die schließlich, als ein besonders kraftvoller Hausmeier, Pippin der Ältere, für den sehr schwächlichen König die Herrschaft führte, sogar erblich wurde. Schon sein Sohn, Pippin von Heristall, herrschte unumschränkt; sein Enkel Karl Martell (= Hammer) besiegte 732 die Araber bei Tours und Poitiers[2] und rettete damit Europa vor der dauernden Festsetzung und dem Weiterdringen dieser in Spanien eingedrungenen, dann auch in Frankreich einwandernden mohammedanischen Scharen, die zur Verbreitung ihres Glaubens, des Islam, von Arabien aus sich schon die ganze afrikanische Nordküste unterworfen hatten. Sein Urenkel endlich, Pippin der Kurze, beging mit Hilfe des Papstes einen Staatsstreich — in Rom hatte sich inzwischen das Papsttum als höchste Spitze der katholischen Christenheit durchgesetzt —: er stieß den merowingischen König vom Thron und legte, um sich dem Papst dankbar zu erweisen, durch eine große Landschenkung den Grund zum späteren Kirchenstaat, der aus einem Gebiet um Rom und um Ravenna und einem diese beiden Gebiete verbindenden breiten Landstreifen bestand.

In das achte Jahrhundert fällt auch die Bekehrung weiter germanischer Gebiete zum Christentum und die Gründung von Bistümern unter Leitung des angelsächsischen Mönches Winfrid, der als Bonifatius (von bonus = gut und fatum = Geschick abgeleitet) der erste deutsche Erzbischof mit dem Sitze in der alten römischen Niederlassung Mainz wurde. Anfangs war den Germanen das Christentum von irischen Mönchen gepredigt worden, die noch in keiner unmittelbaren Verbindung mit Rom und dem Papste standen. Anders wurde es unter Bonifatius, der sich zu seinem Werke von Rom ausdrücklich bevollmächtigen ließ. Er hat unter dem Schutze des Frankenschwertes dem ganzen von ihm bekehrten Gebiet eine einheitliche Verfassung nach römischem Muster gegeben und die christliche Kirche Rom unterstellt. So hat er sich um die Ausbreitung der christlichen Lehre zwar sehr verdient gemacht, aber durch den Anschluß an Rom die Entstehung einer deutschen Kirche verhindert, vielmehr die Herrschaft des römischen Bischofs über die Kirche in Deutschland vorbereitet und zum Teil durchgeführt. Freilich darf nicht verkannt werden, daß dies für die fränkische Kirche ein Segen war: der König nahm das Recht der Bischofsernennung für sich in Anspruch und sah bei der Auswahl des Bischofs mehr auf Reichtum, besonders an Land, als auf geistliche Vorbildung und musterhaften Lebenswandel, sodaß die fränkische Kirche im Begriff war, zu verweltlichen und zu verbauern.

Als König Pippin 768 starb, hinterließ er seinen Söhnen Karl und Karlmann (dieser starb bald) ein festgefügtes Reich, das Karl, später der „Große" zubenannt, zu einem Weltreich ausbauen sollte.

◆

[2] Sprich tuhr und poatieh.

Die Germanen, der Freiheit gewohnt, liebten die Königsherrschaft nicht; da aber die der strengen Herrschaft gewohnten Römer und Gallier widerspruchslos gehorchten, fügten sie sich, um so mehr als auch die Geistlichkeit Gehorsam gegen das sie stützende Königtum predigte, wofür sie von diesem wieder durch reiche Landschenkungen belohnt wurde. Freilich blieb in Nachahmung der altgermanischen Volksversammlung die jährliche Heerschau, das „Märzfeld", mit seinen allgemeinen Beratungen bestehen, aber nur die vom Könige Berufenen nahmen daran teil. Ihm stand der „Königsbann" zu, d. h. die Rechtsprechung bei Streitigkeiten der Großen untereinander oder zwischen Franken und Römern, und er verhängte Strafen, die die alten Volksrechte nicht kannten, aus eigener Macht. Er ernannte die Vorsteher der Bezirke, „Grafen" genannt, und ein späteres Königsgebot bestimmte, daß nur Grundbesitzer zu Grafen ernannt werden konnten, womit der Boden für die Erblichkeit dieses Amtes geebnet wurde. Der König umgab sich mit einem dem Vorbild des kaiserlichen Hofes nachgebildeten Hofstaat. Da gab es einen Pfalzgrafen, der den König bei der Rechtsprechung vertrat, den Kanzler zur Ausfertigung der Urkunden, den Seneschalk (senex = alt, Schalk = Knecht, Diener) als Oberaufseher über das Gesinde, den Marschalk (mar = Mähre, Pferd) als Leiter des königlichen Marstalles, den Schenk und den Truchseß (truth = Troß, Speisen) für Keller und Küche, den Kämmerer zur Überwachung des Haushalts, insbesondere des Schatzes. Äußerlich war der König ausgezeichnet durch das Tragen einer Krone oder eines Stirnreifes sowie eines purpurnen Gewandes und einer Lanze; er trug langes gelocktes Haar als Zeichen seiner Würde, während sonst die Sitte aufgekommen war, das Haar kurz zu tragen. So war seine Macht, nicht von Rechts wegen, aber tatsächlich nahezu unbeschränkt, und in dem gleichen Umfange ging die Gewalt auch auf die Hausmeier über.

Mit dieser Umwandlung des Volksstaates (also einer republikanischen Verfassung) in eine streng monarchische Verfassung änderte sich auch die Gesellschaftsordnung. Wer sich, etwa als Adliger (Adeling, Edeling, abgeleitet von adal = Geschlecht) aus der Menge der Gemeinfreien heraushob, der genoß diesen Vorzug infolge höherer Einschätzung durch die Volksgenossen, jetzt trat die Wertung durch den König an ihre Stelle. Der Königsdienst als solcher adelte und hob die in ihm tätigen Männer, selbst bei unfreier Geburt, hoch über die andern empor; auf ihre Tötung oder Verletzung stand ein besonders hohes Wergeld. Dieser neue Dienstadel zog den alten Geschlechts- oder Geburtsadel teils an sich, so daß beide miteinander verschmolzen, teils drängte er ihn beiseite. Jedenfalls ging der Adel alter Art seit Entstehung des neuen Dienstadels zugrunde. Nur wen der König zu irgendeiner Dienstleistung, als Graf, Vizegraf, Herzog, einsetzte, wen er zu seinem „Getreuen" oder „Tischgenossen" erhob, der war adlig. Und mit dieser gesellschaftlichen Hebung war auch eine Bevorzugung äußerer Art verbunden: aus dem „Königsland", dem reichen Besitz an erobertem Gelände, vergab der König als Lohn für geleistete

oder im voraus geforderte Dienste Güter, so daß es jetzt zweierlei Arten von Gütern gab: die ererbten oder sonst — etwa durch Kauf — erworbenen, welche frei von jeder Verpflichtung waren, und die vom Könige verliehenen, welche Königsdienst bedingten. Hier ergab sich nun eine weitere Folge: die Großen erhielten so weite Gebiete zugewiesen, daß sie sie mit ihren Unfreien nicht bestellen konnten. Dazu kam, daß auch die Kirche gegen das Halten von Sklaven als gegen Gottes Wort verstoßend, kräftig eiferte, sodaß deren Zahl sich eher verminderte als vermehrte. Deshalb vergaben die großen Besitzer oft Stücke ihres Besitztums an kleine Freie weiter unter der Bedingung, daß diese ihnen vom Ertrage etwas abgaben oder auf dem Hauptgute als freie Arbeiter tätig waren, die aber als „Dienstmannen" ihrem Gefolgsherrn auch in den Krieg zu folgen hatten. Andererseits empfanden viele kleine Freie, die durch die drückenden Lasten des Heeresdienstes verarmt waren, besonders in Zeiten der Not, das Bedürfnis, sich an einen der Großen anzuklammern, dem sie dafür ihre Dienste weihten, oder der Kirche ihr Gut zu überliefern, die es ihnen dann, oft unter schweren Bedingungen, aber unter Verheißung künftigen Seelenheils, zurückgab.

Die Umwandlung des alten Uradels in den Dienstmannenadel hatte in rassischer Beziehung schwere Nachteile. Der Uradel war rein germanisch, die Dienstmannen aber waren eine Mischrasse, die jetzt hochkam und sich mit der reinen Rasse paarte, sodaß schon damals die Reinheit der Rasse getrübt wurde.

So kamen zahlreiche Freie in ein Abhängigkeitsverhältnis, das sich von der Stellung der Unfreien nicht wesentlich unterschied: waren sie auch frei und im Genuß der damit verbundenen Rechte, so war doch ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung oft sehr gedrückt. Mit dieser Landleihe und dem dadurch begründeten Abhängigkeitsverhältnis sind die Anfänge des Lehns (Feudal-) wesens verbunden, das sich im Frankenreiche und dann im übrigen Germanien später zu so großer Bedeutung entwickeln sollte.

Durch die nahe Berührung der Franken mit den Römern hatten sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse geändert. Die Franken fanden in dem fruchtbaren gallischen Lande eine sorgsame Pflege des Ackerbaus vor, und auch die Gewerbetätigkeit war weit ausgebildet, was sie von den Bewohnern übernahmen. Freilich erkennt man dies oft nur aus Rückschlüssen. Aber wenn man z. B. in den Volksrechten liest, daß der Diebstahl an einem vor dem Pfluge gehenden Pferde fast so hoch wie der Diebstahl an einem Streitrosse geahndet wird, so zeugt das doch von einer hohen Einschätzung des Ackerbaus. In den Volksrechten ist von Grenzsteinen und -zäunen die Rede, — ein Zeichen, daß Wert auf eine scharfe Abgrenzung des Grundeigentums gelegt wurde, und daß der Begriff des Sonder-(Privat) Eigentums (Allods) im Gegensatz zum gemeinsamen Eigentum, der Almende, sich auch bei den Äckern, Weiden

und Wiesen durchgesetzt hatte. Es wird ferner von Scheunen- und Getreidemieten (= feimen), von zahlreichen, von den Germanen bisher nicht angebauten Feld- und Gartenfrüchten gesprochen, z. B. von Rüben, Bohnen, Erbsen, veredelten Äpfeln und Birnen, ja, es werden Weinstöcke, Obstgärten, Wiesen erwähnt, wie auch der Fischfang mit verbessertem Gerät planmäßig betrieben wurde. Man liest von allerlei Gewerbetreibenden, als Zimmerleuten, Schmieden, Goldschmieden, wie auch von kostbaren Geräten, woraus sich ergibt, daß sich schon eine Arbeitsteilung nach gewissen Gewerben vollzogen hatte. Der Grundsatz der Haus- (Familien-) wirtschaft, daß jede Familie sich selber schafft, was sie braucht, und selber verbraucht, was sie schafft, ist überholt, aus der Hauswirtschaft war Stadt- und Volkswirtschaft geworden.

Für den Handel des neuen Frankenreiches war Gallien der Mittelpunkt, namentlich an Orten, wo Kirchen, Klöster, Bischofssitze sich befanden, an denen natürlich allerlei Volk zusammenströmte. Der Verkehr wuchs; man liest von Brücken-, Damm- und Wegezoll. Freilich hielten sich sowohl die Franken wie die Eingeborenen vom Handel zurück; dieser lag meist in den Händen von Griechen, Slaven und Juden, die vollkommen als eigene Nation galten. Namentlich waren jüdische Groß- und Kleinhändler, sowie Geldmakler und Wechsler dieser Rasse am Hofe beliebt und mit dem Recht ausgestattet, im ganzen Lande freien Handel zu treiben. Hauptplätze des Handels waren die alten Römerstädte an Rhein und Donau, von den neu gegründeten wird als älteste Erfurt schon im 5. Jahrhundert als Handelsmittelpunkt erwähnt. Die Friesen trieben Handel mit selbstgefertigten Geweben, die sie den Rhein hinauf nach Gallien verschifften.

Zur Erleichterung des Verkehrs diente auch der jetzt von Rom übernommene Gebrauch von Metallgeld: ein Solidus (etwa 6 Mark unserer Friedenswährung) zählte 40 Silberdenare (ein Rind galt 1 bis 3 Solidi). Aber es war wenig Geld vorhanden, vielmehr wurde meist in Vieh bezahlt.

Das Anwachsen von Handel und Verkehr, insbesondere die immer stärker sich vollziehende Verschmelzung von Römern und Germanen ließ die Vornehmeren sich an allerlei Bedürfnisse des Luxus in Tracht, Speise, Trank und Wohnungseinrichtungen gewöhnen; freilich fehlte oft noch das rechte Maß: kostbare Gewebe paßten schlecht zu den oft roh gezimmerten Blockhäusern, goldene und silberne Prunkgefäße schlecht zu den unförmigen Tischen, auf denen sie prangten. Im östlichen Frankenreich und namentlich in dem eigentlichen Germanien hielt sich noch lange die alte Einfachheit der Sitten. Aber der Verkehr klopfte doch auch dort an die Pforten und öffnete seinen willkommenen Folgen bald auch dort die Herzen. Nur einige Volksstämme hielten sich von römischer Beeinflussung frei: so lebten die Sachsen und Friesen noch lange in ihrer altväterischen Art fort.

Die Volksrechte, die schon vorher erwähnt wurden, entstanden in diesen Jahrhunderten; der größere Verkehr bedingte schriftliche Aufzeichnung des Rechts. Die salischen Franken begannen damit, viele andere Völkerschaften folgten. Sie waren meist lateinisch abgefaßt, oft in sehr rohem Stil, und enthielten meist keine neuen Gedanken oder Bestimmungen, sondern das geltende Recht, das nur soweit ergänzt wurde, als die neuen Verhältnisse es unbedingt erforderten. Sie enthielten meist strafrechtliche Vorschriften, aber auch solche über Erbrecht, Abtretung von Grundeigentum, Pfändungen, Ansiedlung Fremder in fränkischen Gemeinden. Das Gerichtsverfahren scheint sich dahin entwickelt zu haben, daß nicht mehr die Gesamtheit der Gaugenossen das Recht „fand", sondern eine Anzahl erwählter Schöffen, wahrscheinlich sieben. Die Formen waren sehr umständlich und mußten bei Strafe schwerer Nachteile, insbesondere des Prozeßverlustes, aufs genaueste innegehalten werden. Als Vorsitzender wird ein eigener Beamter, später der vom König ernannte Graf oder dessen Vertreter, der „Zentenar" (von centum = hundert abgeleitet, also etwa Hundertschaftsvorsteher), genannt. Doch konnte der König jederzeit jede Sache vor seinen Richterstuhl ziehen. Auch bildete sich das Recht heraus, vom Urteil des Volksgerichts das Königsgericht anzurufen (zu „appellieren"). Daneben bürgerte sich eine Art „Patrimonialgerichtsbarkeit" eines Großen über die von ihm abhängigen „Hörigen" sowie eine kirchliche Gerichtsbarkeit aus, welche Prozesse zwischen Laien und Geistlichen oder von Geistlichen untereinander entschied, aber immer mehr Sachen, die nur irgendwie mit kirchlichen oder religiösen Fragen in Verbindung gebracht werden konnten, — z. B. Meineid und Ehesachen — an sich zog.

In geistiger Beziehung waren natürlich die Römer den Siegern weit überlegen, und erst spät kann man merken, daß sich auch bei den Franken ein gewisser Hang zur Wissenschaft, ein gewisser Lerneifer zeigt. Die Goten, die den Bibelübersetzer Ulfilas zu den ihrigen zählten, die Langobarden mit ihrem Paulus Diakonus, dem Geschichtsschreiber und Freund Theoderichs, und die Angelsachsen mit dem Mönch Beda, der gleichfalls einen großen Namen als Geschichtsschreiber hat, taten es ihnen darin zuvor. Und dieser Mangel an geistiger Bildung, an Streben nach Höherem in Verbindung mit dem üppigen Leben trug dazu bei, daß die Franken sich von der sittlichen Fäulnis des versinkenden römischen Reiches nur allzusehr anstecken ließen, wozu auch die vielen Kriege und die in ihrem Gefolge auftretende Verrohung beitrugen.

Diese Verrohung zeigt sich in einer Sittenlosigkeit, die die Zeit um 500 und 600 zu der böseften der ganzen deutschen Geschichte stempelt. Die merowingischen Könige schreckten vor keiner Gewalttat zurück; an ihrem Hofe herrschte wüste Verderbtheit, die Großen gaben sich ihren Gelüsten nach üppigem Lebensgenuß und Liebesabenteuern hin, und die Masse des Volkes suchte sich zu helfen wie sie konnte. Der Sinn für

Recht und Gesetzlichkeit schwand, die verweltlichte und verbauerte Kirche, von mehr als hundert Bischöfen geleitet, die oft selbst durchaus keinen einwandfreien Lebenswandel führten, vermochte trotz aller Bußpredigten, an denen es nicht fehlte, nichts auszurichten: Verwilderung und Sittenlosigkeit herrschten fast in allen Ständen. Hader und Feindschaft loderten leicht auf, auch in den Kirchen floß Blut, und doch: in all dieser Wildheit und Roheit lebte etwas wie Frische und ungebrochene Kraft, die uns diese rohen Genuß- und Gewaltmenschen freundlicher beurteilen läßt, als die mit allen Lastern befleckten, entnervten Römer jener Zeit.

Die Kirche, deren Geistliche am Hofe und im Staatsdienste als Gelehrte gebraucht wurden, — sie waren die einzigen, die schreiben und lesen konnten, — erhielt hierdurch neben ihrer rein geistlichen Aufgabe auch politische Macht, war aber abhängig vom König, der auch die Bischofsstühle besetzte. Die Bischöfe waren eben Beamte des Königs, und dem römischen Bischof, der sich als Papst eine Stellung über allen anderen Bischöfen des Abendlandes errungen hatte, fiel es gar nicht ein, dem Könige dieses Recht zu bestreiten; er hatte lediglich die geistliche Aufsicht über Lehre und Zucht, alles andere stand der weltlichen Obrigkeit zu. Die großen Zuwendungen machten die Kirche reich. Sie spendete von ihrem Reichtum wohl der Armut, freute sich aber auch selbst des Prunkes und Glanzes; schon im 5. Jahrhundert und später in steigendem Maße finden wir bunte Teppiche, kostbare Gefäße und Edelmetalle, prachtvolle Gewänder mit reicher, kostbarer Stickerei; wir finden in den Kirchen blendenden Lichterglanz und sinnbetäubenden Weihrauchduft.

Freilich wäre es falsch zu glauben, daß die christliche Lehre, wenn sie auch Staatsreligion geworden war, sich schon überall im Volke durchgesetzt hätte. Vielmehr war das Heidentum noch nicht ausgestorben, beide Religionen bestanden neben einander und beeinflußten sich, verschmolzen zum Teil miteinander. Überall im Volke blieben noch heidnische Einrichtungen, Gebräuche und Anschauungen lebendig, und auch christliche Gelübde legte man lieber unter einem heiligen Baume, an einem flüsternden Quell, an dem die Gottheit wohnte, in Wald und Busch ab, als in einer Kirche. Je weiter man nach Osten kam, desto stärker war noch der heidnische Einfluß, die Sachsen und Friesen waren vom Christentum noch kaum berührt und setzten den Versuchen, es einzuführen, hartnäckigen Widerstand entgegen.

Die zahlreichen Kriege wurden mit dem alten Heerbann geführt, der noch über dieselben mangelhaften Waffen verfügte, wie in früheren Zeiten. Freilich dadurch, daß viele sich in den Schutz eines Großen oder der Kirche begaben, war doch ein Riß in diese Militärverfassung gekommen: nicht jeder brauchte mehr der drückenden Kriegslast sich zu unterziehen. Es handelte sich ja meist auch gar nicht mehr um große nationale Heerfahrten, sondern oft nur um Machtstreitigkeiten von Königen und ihren Sippen, Feldzüge um Mein und Dein oder Rachekriege, die der

Wehrpflicht die einstige hohe Bedeutung nahmen. So erlosch die urwüchsige Kraft des Heerbannes, und neben ihm bildete sich ein anders geartetes kriegerisches Aufgebot, das seine Wurzeln nicht in der allgemeinen Wehrpflicht der Volksgenossen, sondern in der persönlichen Treupflicht des niederen Vasallen gegen den oberen und schließlich gegen den König hatte. Dazu kam, daß dies Aufgebot, das die Vornehmeren und Reicheren umfaßte, weit besser ausgerüstet war als die Menge der kriegsunlustig gewordenen Freien, die sich nach Herd und Pflug zurücksehnten. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Großen des Reiches, die wohlgerüstet mit ihrer Mannschaft dem Könige zuzogen, allmählich eine größere Rolle spielten und höhere Achtung genossen als die Grafen, die amtlichen Führer des Heerbanns. Das bedeutete auch auf diesem Gebiete die Verdrängung des alten Adels durch den neuen Dienstadel.

So waren die Zustände im Frankenreiche, als Karl, nachmals „der Große" genannt, 768 mit kraftvoller Hand und unerschrockenem Mute die Regierung ergriff.

Vierter Abschnitt:

Die Zeit der Karolinger

Karl der Große hat mit Recht seinen ihn ehrenden Beinamen erhalten: auf dem von seinen Vorgängern vorbereiteten, von ihm gegründeten römisch-germanischen Weltreiche beruht die weitere politische und kulturliche Entwicklung der gesamten europäischen Völker. Daß das Frankenreich im Gegensatz zu den anderen germanischen Herrschaften sich am Leben erhielt und nach Verschmelzung mit dem Römertum sogar als dessen Erbe die Herrschaft über die damalige Kulturwelt erlangte, liegt an zwei Umständen. Einmal war durch Klodwigs Übertritt zum katholischen Glauben der Römer der früher zwischen Germanen und Römern bestehende Unterschied des Bekenntnisses überbrückt, so daß Papst und König einander gegenseitig unterstützten. Sodann hat Karl, wie schon seine Vorgänger, niemals die Verbindung mit dem germanischen Stammlande aufgegeben, vielmehr auch deren Unterwerfung kraftvoll betrieben, um die germanischen Lande zu einer einheitlichen Macht zusammenzufassen. Daher richteten sich die Kriege, die er zur Gründung seines Weltreiches nötig hatte, nicht bloß gegen römisches, sondern auch gegen germanisches Gebiet. (Die einzelnen Kriegszüge sind in der „Deutschen Geschichte", Band 24, dieser Sammlung, kurz beschrieben.) Hier genüge die Feststellung, daß das Reich Karls sich schließlich vom Ebro und der Südgrenze Mittelitaliens bis zur Eider erstreckte, daß es das heutige Frankreich und Deutschland bis Elbe und Saale, im Süden bis an die Raab umfaßte. Seine umsichtige und tatkräftige Regierung brachte große Umwälzungen in der Verwaltung wie im Gerichtswesen, in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen. Alle Verhältnisse erhielten ein germanisches Gepräge. So schloß dieses neue Weltreich — nur in der Form einer Weltmonarchie, welche die damalige Kulturwelt bisher im Römischen Reiche gehabt hatte, konnte die allgemeine Zeitauffassung sich den Lauf geschichtlichen Lebens denken — eine gewaltige Machtfülle in sich, und zwar in enger Gemeinschaft mit dem Papsttum, dem Karl als Hort der Kirche und des Glaubens erschien. Alles dies ließ den König als Nachfolger der römischen Kaiser erscheinen und führte zur Erneuerung der Kaiserwürde in der Person Karls. Papst Leo der Dritte, der von seinen Widersachern in Rom hart bedrängt wurde, floh zu Karl, der ihn in seine Würden wieder einsetzte. Darauf setzte der Papst Weihnachten 800 in der Peterskirche unter

dem Jubel des Volkes dem Könige eine goldene Krone aufs Haupt und grüßte ihn als Kaiser. Byzanz (Ostrom) war schwer betroffen, fügte sich aber schließlich ins Unvermeidliche. Karl war mit diesem Schritt anscheinend nicht ganz einverstanden: die Gewinnung der Kaiserkrone zwar schuf ihm gewaltiges Ansehen, aber daß der Papst die Krone vergab, war nicht nach seinem Sinn. Tatsache ist, daß nun der deutsche König zu dem Papst und Italien in nahe Beziehungen trat, und daß diese Verbindung dem deutschen Volke unsägliche äußere und innere Kämpfe, unermeßliche Opfer an Gut und Blut gekostet und an dem späteren Zerfall des Königtums die Hauptschuld getragen hat. Solange ein Mann wie Karl am Ruder war, der auch den Papst zu meistern wußte, bestand keine Gefahr für das Reich; ein schwächlicher Nachfolger aber mußte einem stärkeren Papst unterliegen.

Und so kam es: Karls Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme, so genannt, weil er den Ansprüchen der Kirche in weitestem Maße entgegenkam, war der großen Aufgabe, das Weltreich zusammenzuhalten, nicht gewachsen. Mit seinen Söhnen führte er Krieg um die Teilung des Reiches, und auch nach seinem Tode tobte der Kampf weiter. Schließlich kam (843) der Teilungsvertrag zu Verdun zustande, durch den Ludwig Ostfranken mit vorwiegend germanischer Bevölkerung, Karl Westfranken mit vorwiegend romanischen Bewohnern, Lothar das zwischen beiden Gebieten liegende Stück nebst Italien und die Kaiserkrone erhielt. Eine Änderung brachte der Vertrag zu Meersen (870): Lothars Reich wurde so geteilt, daß sein Sohn Lothar das nach ihm benannte Lothringen bekam, das dann unter Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen geteilt wurde und schließlich mit dem Elsaß und Friesland an Ostfranken (Deutschland) kam. Hiermit kam, obwohl die Sprachgrenze bei diesen Teilungen nicht maßgebend gewesen war, doch die Sprachen- und damit die nationale Trennung zum ersten Male öffentlich zur Geltung. 842 nämlich tauschten Ludwig und Karl die gegenseitigen Treueide aus, die zum ersten Male das Vorhandensein einer deutschen und einer romanischen (später französischen) Sprache bekunden[3]. Damit war die politische und nationale Scheidung beider Völker vollzogen.

---

[3] Ludwig der Deutsche schwur romanisch: Pro deo amur et pro christian pobio et nostro commun saivament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si saivarai eo cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra saivar dist, in o quid ii mi altresi facet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karie in damno sit.

Karl schwur deutsch: In Godes minna (Liebe) ind (und) in thes christianes foiches in unser bedhero (beider) gehaltnissi (Heil), fon thesemo dage frammordes (fortan), so from so mir got gewizci (Wissen) indi mahd (Macht) furgibit (gibt), so haid ih thesan minan bruodher so so man mit rethu (Recht) sinan bruodher scai in thin (indem) thaz er mig so sama (ebenso) duo (tue), indi mid Ludheren in nohheiniu (kein) thing ne gegango, the (des) minan wiiion imo ce (zu) scadhen werdhen.

Im westfränkischen Reiche errang Karl die Kaiserkrone. Unter ihm trat eine völlige Auflösung ein, so daß sich zwei Reiche, Hoch- und Niederburgund (an der oberen bzw. mittleren und unteren Rhone) selbständig machten; die Linie starb 987 aus.

Im Ostfrankenreiche herrschte der tüchtige Ludwig der Deutsche bis 876; aber auch dort trat der Verfall ein: Karl der Dicke wurde wegen Unfähigkeit abgesetzt und Arnulf von Kärnten gewählt, der erfolgreich gegen die Normannen und Magyaren kämpfte und die Reichsgewalt wieder stärkte, aber früh starb. Unter seinem Sohne Ludwig (dem Kind) machten sich die größten Grafen selbständig: so entstanden die Herzogtümer Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen. Als Ludwig als letzter der Karolinger 911 starb, war das Reich Karls des Großen zerfallen.

Die Großen wählten nunmehr einen Verwandten des Hauses, Konrad I., der trotz persönlicher Tüchtigkeit vergeblich gegen die Herzöge focht und sich auch starker Angriffe von außen her erwehren mußte: gegen die Slaven, die unter Swatoplok ein großmährisches Reich gründeten, die Normannen, die mit ihren Raubzügen die Küsten beunruhigten, — später wurden sie in Island, in Rußland, wo sie den Grund zum russischen Reiche legten, und in der Normandie seßhaft, von wo aus sie 1066 (Schlacht bei Hastings) unter Wilhelm dem Eroberer England eroberten, — und die Magyaren (Madjaren, später Ungarn), ein finnisch-ugrisches Reitervolk, das nach Zerstörung des mährischen Reiches in die Theiß- und Donauniederungen eindrang und nun für längere Zeit ein furchtbarer Feind Deutschlands wurde.

◆

Karl war einer der größten Herrscher aller Zeiten; nicht weil er ein Eroberer war — das mußte er sein, um in der Wirrnis politischer Bildungen, die der Völkerwanderung folgte, eine feste Ordnung zu schaffen —, sondern weil er in den eroberten Gebieten wie in seinem Stammlande auf dem Gebiete der Verwaltung und Gesetzgebung Unvergleichliches geleistet hat und ein Förderer der Kultur in großartigem Maßstabe gewesen ist.

Die Bewegung, daß die Staatsgewalt allmählich auf den König übergeht, setzte sich in verstärktem Maße fort, und Karls Streben ging fortgesetzt auf die Festigung und Erweiterung der Königsgewalt. Die Großen des Reiches suchte er an seine Person zu fesseln und umgab sich daher mit einem glänzenden Hofstaat, indem er die schon von den Merowingern errichteten Würden erneuerte oder ihnen neue hinzufügte, insbesondere neben dem Kanzler den Pfalzgrafen als seinen Vertreter im Königsgericht, und den Kaplan als geistlichen Berater einsetzte. Eine feste Residenz hatte er nicht, sondern wechselte seinen Aufenthalt, so daß die verschiedensten Bevölkerungskreise mit dem Hofe in Verbindung kamen.

Ingelheim und Aachen, wo ihn im Alter auch die Bäder erquickten, bevorzugte er vor andern, aber auch das Westreich — Orléans, Paris — wurde besucht. Die Herzogsgewalt, die so ausgeartet war, daß die Herzöge selbständigen Fürsten glichen, schaffte er ab und nahm die Grafen, die als Richter ihres Gaues, Heerführer des Gauvolkes und Verwaltungsbeamte tätig waren, fest in seine Obhut. Zur Überwachung der gesamten Verwaltung traf er eine besondere Einrichtung: die Sendgrafen oder Königsboten; im allgemeinen waren es ein Bischof und ein Graf, die, mit außerordentlichen Vollmachten versehen, in alle Teile des Reiches entsandt wurden, um Bitten und Beschwerden entgegenzunehmen und überall nach dem Rechten zu sehen, wobei besonders darauf geachtet werden sollte, daß den Armen, Witwen und Waisen ihr Recht ward.

Freilich darf man sich von der Wirkung dieser Maßnahme keine allzu große Vorstellung machen. Die Notlage der kleinen Freien, die durch die veränderte Gesellschaftsgliederung bedingt war, war nicht so schnell zu bannen, und ein Bericht aus der Zeit seines Nachfolgers läßt erkennen, daß die Not im wesentlichen unverändert blieb.

Zwei Reichsversammlungen, eine als „Maifeld" im Frühjahr, die zugleich der Heerschau diente, und eine im Herbst wurden abgehalten. Zu ihnen durften alle Freien erscheinen, was natürlich bei der Ausdehnung des Reiches ein Ding der Unmöglichkeit war; tatsächlich erschienen nur die vom König geladenen Großen. Mit ihnen, als seinen Ratgebern, beriet sich Karl und legte dann die Gesetzesvorschläge der Versammlung vor, die sie ohne Verhandlung genehmigte oder ablehnte. Sodann wurden die Gesetze als „Kapitularien" verkündet.

Zum Reiche gehörten auch die an den Grenzen liegenden Marken, die spanische, dänische, avarische Mark, die einem Markgrafen als Grenzwächter des Reichs unterstanden; der handhabte die gräfliche Gewalt aber in weiterem Umfange und mit ausgedehnterer Selbständigkeit, weil er an der Grenze, stets vom Feinde bedroht, oft in die Lage kam, rasch und auf eigene Verantwortung handeln zu müssen.

Die Wehrpflicht erleichterte Karl durch die Bestimmung, daß nur die Besitzer von mindestens vier Hufen Landes (eine normale Hufe = 30 Morgen) wehrpflichtig sein sollten, daß aber die Ärmeren stets zu mehreren zusammen einen Krieger, und zwar mit einfachster Ausrüstung stellten. Im Gerichtswesen übertrug er das Amt der Rechtsprechung sieben Schöffen, wodurch die Gemeinfreien von der Pflicht, zu den Gerichtsverhandlungen zu erscheinen, entbunden wurden; nur eine Anzahl schwerer Verbrechen — Fahnenflucht, Friedensstörung, Meineid u. a. — behielt er dem königlichen Gericht vor. Auch den geistlichen Gerichten überwies er verschiedene Verbrechen — wie Ehebruch, Sittlichkeitsverbrechen, Vatermord, Vergehen der Geistlichen — zur Aburteilung.

Groß war seine Fürsorge für die *schaffende Tätigkeit des Volkes*. Schon die Erleichterung der Heeres- und Gerichtspflicht wirkte viel, indem die Leute jetzt mehr Zeit für das friedliche Gewerbe erübrigten. Aber er förderte auch unmittelbar diese Tätigkeit. Seine besondere Fürsorge galt der *Landwirtschaft*. Er selbst war eifriger Landwirt und der größte Grundbesitzer im Reich. Als solcher gab er seinen Beamten genaue Anweisungen, nach denen seine Meier — Beamte zur Hebung der Zinsen und Gefälle, woraus sich später die Stelle des landesherrlichen Vogts entwickelte — sich zu richten hatten; er förderte die Zucht und Pflege von Vieh, Obst und Weinbau, schuf Wassermühlen, Stallbauten und Imkereien, führte eine geordnete Forstwirtschaft und Rechnungslegung ein und ersetzte die alte Feldgraswirtschaft durch die Dreifelderwirtschaft, die eine Bestellung in drei Schlägen (Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache) vorsieht und sich etwa tausend Jahre in Gebrauch gehalten hat. Ein äußeres Zeichen dieser Kulturfortschritte ist, daß sich von jetzt ab neue Worte in die deutsche Sprache einbürgern: die Worte Rose, Lilie, Zwiebel, Birne, Petersilie treten jetzt zuerst auf. Auch an die zahlreichen Klöster, die zum großen Teil Großgrundbesitzer geworden waren, richtete er derartige Anweisungen, und es scheint, daß sowohl sie wie seine Beamten den Befehlen gehorcht haben. Freilich hat er es nicht verhindern können, daß die Hingabe des Besitzes der kleineren Freien an Große weitere Fortschritte machte, und so der Großgrundbesitz auf Kosten des bäuerlichen Besitzes sich mehrte. Auch für Urbarmachung von Ödland und Rodung von Wäldern hat er gesorgt, wozu er namentlich besiegte Sachsen verwandte, die er nach Süddeutschland verpflanzte. Gegen Arbeitsscheue ging er mit größter Strenge vor; selbst Höchstpreise für Getreide und Verbote des Aufspeicherns landwirtschaftlicher Erzeugnisse in wucherischer Absicht kamen in Zeiten der Not schon vor.

Für Wege, Dämme und Brücken, ihre Neuschaffung sowohl wie ihre Unterhaltung, tat er viel und übertrug den Grundbesitzern, auch den Klöstern, ihre Überwachung und Sicherung. Allerdings darf man sich von dem Wegenetz damaliger Zeit keine allzu großen Vorstellungen machen. Steingepflasterte Straßen, wie die Römer sie im Rhein- und Donaugebiet angelegt hatten, und die bis in die Jetztzeit hinein sich noch als Römer- und Heerstraßen erhalten haben, fehlten im eigentlichen Deutschland. Meist gab es nur schmale Saumpfade, die, durch weite Strecken Urwald und Ödland führend, oft unsicher genug gewesen sein mögen, so daß die Händler, wenn sie mit ihren Waren zu den Wochen- und Jahrmärkten fuhren, oft in Gefahr waren, Gut und Leben zu verlieren. Daher wurden die Hauptverkehrsstraßen — so die große an der Donau bis Byzanz entlangführende und die von der Donau sich über Nürnberg und Erfurt nach Magdeburg abzweigende Straße — durch bewaffnete Macht gesichert. Die Residenzen des Königs, die Sitze der Großen, auch der Bischöfe, und die Klöster waren Mittelpunkte für Handel, Gewerbe und Verkehr geworden, doch blieb im ganzen auch jetzt der Handel noch in Händen der Italiener,

Slaven und besonders der Juden. Die einheimische Bevölkerung neigte mehr zum Ackerbau, und die Naturalwirtschaft war noch immer bedeutender als die Geldwirtschaft. Die untere Donau eröffnete sich dem Verkehr durch die awarische Mark nach dem Orient hin. Karl knüpfte sogar Verbindungen mit dem Kalifen von Bagdad, Harun al Raschid (dem Kalifen aus 1001 Nacht) an und führte buntfarbige friesische Tuche dahin aus, um den Gewerbefleiß seines Reiches zu zeigen. Für den Verkehr mit den Slaven (es bürgerte sich jetzt die deutsche Bezeichnung „Wenden" für sie ein), für den besonderes Geld, die „Wendenpfennige", geprägt wurden, bestimmte Karl gewisse Grenzorte: Bardowiek (in der Lüneburger Heide), Magdeburg, Erfurt, in denen besondere Beamte den Handeltreibenden zur Seite standen.

Sehr eifrig war der König auch bestrebt, die Bildung des Volkes zu heben, wie er auch selbst sich nach Möglichkeit fortbildete und noch in späterem Lebensalter schreiben zu lernen versuchte, eine Kunst, in der der Schwertgewohnte allerdings wenig gelernt hat. Die Unterschrift unter Urkunden leistete der Urkundsbeamte; der König selbst leistete — noch Jahrhunderte hindurch — eigenhändig nur den sogenannten Vollziehungsstrich: ein Schreiber schrieb kunstvoll den Namen vor, den der des Schreibens oft unkundige König durch einen Strich ergänzte.

An seinen Hof zog er Gelehrte von Ruf: den Angelsachsen Alkuin, den langobardischen Geschichtsschreiber Paulus Diakonus und den Baumeister und Gelehrten Einhart, dem wir seine Lebensbeschreibung verdanken; er verkehrte mit ihnen in vertraulichster Weise. In einer von Karl gegründeten Hofschule wurden Lateinisch, Griechisch und die freien Künste — Mathematik, Rhetorik, Grammatik, Musik, Astronomie — gelehrt. Ferner gründete er Klosterschulen und faßte sogar die Errichtung allgemeiner Volksschulen ins Auge. Wenn auch sein Hof durchaus deutsches Gepräge trug, so wurde doch von Karl und seinen Hofgelehrten das klassische Altertum gepflegt, und es muß anerkannt werden, daß mancher Rest klassischer Gelehrsamkeit, der sonst sicher rettungslos verloren gegangen wäre, uns durch die Abschriften der Mönche erhalten ist, die selbst den Wert oft wohl kaum erkannten, sondern das Ziel hatten, sich im Malen von Buchstaben zu üben. Aber neben dieser gelehrten Kultur, die sich außerhalb des eigentlichen Volkslebens abspielte, entwickelte sich eine volkstümliche Bildung von nationalem Gepräge. Auch um sie war Karl eifrig bemüht und ließ das alte, noch vorhandene Volksgut, Lieder und Heldengesänge, die durch die Sänger von Ort zu Ort getragen wurden, sammeln. Leider ist das meiste unter seinem Sohn und Nachfolger Ludwig unter dem Einfluß der Geistlichkeit, die in dem deutschen Volksgut Machwerke höllischen Geistes sah, verloren gegangen. Was aber erhalten ist, ist von ungeheurer Bedeutung: das Wessobrunner Gebet[4], die Darstellung der Welt-

[4] Benannt nach dem Fundort Kloster W. in Bayern.

schöpfung enthaltend, das Hildebrandslied[5], in dem der Kampf Hildebrands, eines Helden vom Hofe Theoderichs, mit seinem Sohne Hadubrand geschildert wird, und das Ludwigslied[6] auf den Sieg eines westfränkischen Königs über die Normannen.

Auch um die Hebung der deutschen Muttersprache war Karl besorgt: die deutschen Monatsbezeichnungen, von denen sich besonders Hornung und Wonnemond (eigentlich winnemond, d. h. Weidemonat) noch erhalten haben, stammen von ihm. Eine Anzahl von Lehnworten, wie Schule, schreiben, Tafel, Briefe, Vers, Tinte, erscheint jetzt als deutsches Sprachgut.

Ebenso fand die Baukunst in ihm einen eifrigen Förderer. Prachtvolle Bauten verdanken ihm ihre Entstehung, so die Pfalzen in Ingelheim und Aachen und der Aachener Dom, wobei italienische Bauten, z. B. der Palast Theoderichs und die Kirche San Vitale in Ravenna, als Vorbild dienten.

Auch die sittliche Bildung suchte er zu heben, wenngleich weder er noch sein Hof, was den Verkehr der Geschlechter untereinander angeht, hierin besondere Zurückhaltung wahrten. Aber dem Aberglauben, der sich noch vielfach in heidnischen Gebräuchen, Totenopfern, Weisungen, Zauber zeigte, trat er entgegen, wobei freilich nicht verkannt werden darf, daß damit auch manch altes Volksgut unwiederbringlich verloren ging. Auf allen Gebieten des sittlichen, häuslichen, religiösen und geselligen Lebens wirkte er mahnend, belehrend, belebend, verbietend, was wiederum zeigte, auf welch tiefer Stufe die sittliche Bildung noch in Wirklichkeit stand. Das Vagabunden- und Räuberunwesen blühte, der zur Unsitte, ja zum Laster ausgeartete Hang zu Jagd- und Zechgelagen scheint arge Blüten getrieben zu haben, aber auch die schlimmeren Laster, mit denen die sittliche Fäulnis des absterbenden Römischen Reiches die germanischen Sieger angesteckt hatte, waren noch nicht geschwunden.

Die Kirche konnte dagegen nicht viel ausrichten; sie hatte damals schon begonnen, Reichtümer anzusammeln, und daß viele kleine Freie sich unter Abgabe ihrer Güter in ihren Schutz begaben, förderte den Reichtum nur; auch daß man, um sein Seelenheil zu fördern, der Kirche Güter übergab, kam damals auf. Und daß an die Stelle des heidnischen Aberglaubens ein weit ausgebreiteter Heiligen- und Reliquiendienst trat — letzterer wurde sogar planmäßig vorbereitet, weil man die Neubekehrten dadurch festzuhalten glaubte — hat dem religiösen Gefühl sehr geschadet.

[5] Textprobe: welaga nu, waltant got, wêwurt skihit,
ih wallôta sumarô enti wintrô sehstik. ...
(wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick geschieht,
ich wallete der Sommer und Winter sechzig.)

[6] Textprobe: einen kuning weiz ich,
heiszit her Hludwig,
ther gerno gode thionôt (dienet),
ih weiz her imos (ihm es) lônôt (lohnt).

Trotzdem fehlte es nicht an Erscheinungen, die ein inneres Erfassen des Christentums erkennen lassen: das niederdeutsche Gedicht Heliand[7], das althochdeutsche Gedicht Krist[8] des Mönches Otfrit, jenes in der alten Form des Stabreims („Alliteration"), dieses in gereimten Versen abgefaßt. Bezeichnend für beide ist, daß sich hier christliche und volkstümlich-heidnische Auffassungen durchdringen: Christus erscheint als himmlischer Heerkönig, die Jüngerschaar als Gefolge oder als Helden, wie z. B. der das Schwert ziehende Petrus.

In dieser Zeit stoßen wir auch auf die ersten sozialen Zusammenschlüsse, die im späteren Mittelalter so bedeutsam werden sollten; in einem Kapitulare von 779 kommt erstmalig das Wort „Gilde" vor. Die Vereinigungen, ursprünglich zu gegenseitiger Hilfeleistung in Feuers- und Wassersnot oder Schiffbruch gegründet, übten gegen ihre Mitglieder mancherlei Zwang. Karl verbot daher den Unfreien die Teilnahme ganz, den Freien verbot er sich einzuschwören. Die größte politisch-soziale Verbrüderung aber, die das Mittelalter kennt, machte weitere Fortschritte: das Lehnswesen. Dem Könige gehörte nach germanischem Kriegsrecht alles eroberte Land; er verwandte es zu Schenkungen an seine Getreuen und sein großes Gefolge, dessen er bei dem ständigen Wechsel der Residenz bedurfte. Die so Begabten waren dem Könige zu Treue und Gehorsam verbunden und verlangten diese Gesinnung und ihre Betätigung auch von ihren Lehnsmannen, denen sie ihre Güter in „Afterlehen" gegeben hatten. So bereitete sich der strenge Lehnsverband, der später alle Verhältnisse beherrschen sollte, kräftig vor. Dies hatte schon jetzt die bedauerliche Folge, daß der Großgrundbesitz sich mehrte und der Stand der Gemeinfreien, der bisher die Grundlage der Bevölkerung gebildet hatte, allmählich schwand; die Kluft zwischen reich und arm erweiterte sich.

So war unter Karl dem Großen ein kraftvoll beherrschtes Reich entstanden, geeint durch ein Recht, eine Sprache, eine Sitte, das aber, als Karls kräftige Hand fehlte, auseinanderfiel. Schuld daran ist die Verschiedenheit der deutschen Stämme, die auch zur Bildung der Stammesherzogtümer geführt hat und die Grundlage für die Entwicklung der deutschen Länder (Bundesstaaten) geworden ist. Dieses Sonderstreben der Stämme (Partikularismus genannt, abgeleitet vom lat. particulum = Teilchen), das der Bildung einer starken zusammenfassenden Staats-

[7] Saz im thô endi swigôda endi sah sie an lango,
Was im hold an is hugi hêlag drôthin,
mildi an is môde endi is mud antlôh....
(Saß da und schwieg und sah sie an lange,
war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Herr,
mild in seinem Gemüte, und seinen Mund öffnete er....

[8] Stodun wisa man,
gumon umbi thana godes sun gerno swido ...
(Standen die weisen Männer,
Mannen um den Sohn Gottes, gar sehr begierig ...)

gewalt widerstrebt, ist ein noch heute nicht überwundener, den Deutschen im Blute sitzender Fehler, auf den auch die Absplitterungsbestrebungen der Nachkriegszeit in der Pfalz, im Rheinland, in Hannover zurückzuführen sind. Es bestand die große Gefahr, daß die von Karl geschaffene, von seinen tüchtigen Vorgängern vorbereitete Zentralgewalt sich auflöste. Daß das nicht geschah, ist das Verdienst der Könige des folgenden Zeitabschnittes: der sächsischen, salischen und hohenstaufischen Kaiser. Und im kulturlichen Leben finden wir im Zeitalter Karls ein Gemisch von Heidentum und Christentum, einen Übergang vom deutschen Altertum zum Mittelalter.

Fünfter Abschnitt:

Vom 10. zum 13. Jahrhundert

(Sächsische, salische und hohenstaufische Kaiser, 919—1273.)

Heinrich I. von Sachsen, dem König Konrad uneigennütigerweise die Königskrone verschaffte, ist als Gründer des deutschen Nationalstaates anzusehen, weil es ihm gelang, sich gegen die Herzöge zu behaupten. Seinem Sohne, Otto dem Großen, der auch die Ungarneinfälle endgültig zurückschlug, gelang es, die Selbständigkeit der Herzöge zu brechen und so die Reichseinheit zu wahren. Er stützte sich dabei auf die Kirche und fand in der engen Verbindung mit ihr die Machtmittel zur wirksamen Bekämpfung der Stammesgewalten. Um sie zu beherrschen, mußte er das Papsttum und Italien fest in der Hand haben und unternahm zu diesem Zwecke mehrere Romfahrten. Auf einer derselben erwarb er die Kaiserkrone, auf einer andern nahm er den Römern den Eid ab, nie einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen. Die Bistümer und Herzogsstühle besetzte er mit ihm ergebenen, vielfach nahe verwandten Männern. Die unter seinem Sohne und Enkel, Otto II. und III. entstehenden Wirren vermochte erst Heinrich II. zu lösen, der die ottonische Politik wieder herstellte.

Mit ihm starb das sächsische Haus aus und als sein Nachfolger bestieg Konrad II., ein Salfranke, den Thron. Auch er behandelte die Kirche als Staatseinrichtung und bildete die Politik Ottos des Großen insofern weiter, als er gegen die großen Laiengewalten — namentlich Sachsen wurde immer selbständiger — eine neue Stütze in den niederen Vasallen fand, denen er die Erblichkeit verlieh, die die großen Lehnsträger längst erreicht hatten. Dem Herzogtum stand er so mächtig gegenüber wie kein anderer König; aber für seinen Sohn und Nachfolger Heinrich III. wurde verhängnisvoll, daß er der vom Kloster Clugny ausgehenden Reformbewegung beitrat, die zwar eine Erneuerung und Vertiefung des gesunkenen religiösen Gefühls erstrebte, aber auch die Ansicht verfocht, daß die Kirche hoch über allem Weltlichen stehe. Indem er diese Bewegung unterstützte, legte er unbewußt den Keim zu dem großen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, in dem jenes sich verbluten sollte. Auch der Kaisermacht hat er schwer geschadet, indem er die Herzogtümer Kärnten, Bayern und Schwaben aus der Hand gab und so die Absonderungssucht

der Deutschen stärkte. Schon unter seinem Sohne Heinrich IV. kam der von ihm unbewußt vorbereitete Zwist zum Ausbruch. Er wurde unversöhnlich, als in Hildebrand, dem Papste Gregor VII., ein Mann den Heiligen Stuhl bestieg, der sich die Überordnung der Kirche über den Staat zum Ziel gesetzt hatte und mit Kraft und Leidenschaftlichkeit durchzufechten entschlossen war. Erst unter Heinrich V. wurde dieser Investiturstreit[9] durch das Wormser Konkordat beendet (1122).

An äußeren Unternehmungen finden wir in dieser Zeit die Kreuzzüge, aus gesteigerter religiöser Erregung und kriegerischem Geiste geboren. In zwei Jahrhunderten endeten sie ohne dauernde politische Folgen, während allerdings die wirtschaftlichen und kulturellen Folgen höchst bedeutsam waren.

Nach kurzer Regierung Lothars von Supplinburg bestieg mit Konrad III. 1138 das glänzende Geschlecht der Hohenstaufen den deutschen Königsthron. Friedrich I. Barbarossa, eine königliche Erscheinung voller Kraft und Schwung, konnte zwar seine Ansprüche auf Italien auf die Dauer nicht durchsetzen, setzte sich aber in Deutschland um so fester in den Sattel. Den aufrührerischen Heinrich den Löwen setzte er ab. Verhängnisvoll aber wurde, daß er seinem Sohne Heinrich die Anwartschaft auf das Königreich Sizilien sicherte, weil er dadurch den Schwerpunkt der königlichen Macht ins Ausland verlegte. Heinrich übte tatsächlich die Oberherrschaft über die Reiche der Christenheit aus: Sizilien gehörte ihm, in Deutschland war er Herr, Richard Löwenherz von England nahm sein Land von ihm zu Lehen, er errang die normannische Krone, er war im Begriff, den französischen König zum Lehnseid zu zwingen und wollte durch einen großen Kreuzzug das Weltreich erneuern: da starb er im kräftigsten Mannesalter, und mit ihm sank Macht und Ansehen des deutschen Reiches. Um die Nachfolge entspann sich ein wüster Bürgerkrieg, aus dem schließlich Friedrich II. als Sieger und König hervorging, vielleicht der geistig bedeutendste unter den deutschen Königen, sicher die tragischste Gestalt unter ihnen. Er hatte schwer mit den Selbständigkeitsbestrebungen in Deutschland zu kämpfen und gab, während er in dem von ihm bevorzugten Sizilien Großes leistete, in Deutschland die wichtigsten königlichen Rechte preis. Als er und wenige Jahre darauf sein Sohn Konrad (1254) starb, war das Reich in einem Zustande, der tatsächlich die völlige Auflösung der Zentralgewalt bedeutete.

Von den nunmehr gewählten Königen konnte sich keiner auf die Dauer durchsetzen: „die kaiserlose, die schreckliche Zeit"[10], das „Interregnum" war angebrochen. Dies bedeutete zugleich den Sturz des universalen Kaisertums. Der Gedanke, die abendländische Welt zu einer Einheit zu-

[9] Abgeleitet von investire = einkleiden. Die Einkleidung der Bischöfe mit Zepter (Zeichen der weltlichen Gewalt) und mit Ring und Stab (Zeichen geistlicher Macht) geschah bisher durch den König. (Näheres in der Deutschen Geschichte, Bd. 24.)
[10] Aus Schillers „Der Graf von Habsburg".

sammenzufassen, hatte sich als unausführbar erwiesen, an die Stelle des universalen Gedankens trat mehr und mehr der Gedanke der nationalen Trennung.

War diese Zeit auch eine Zeit politischer Schwäche, so doch, wirtschaftlich betrachtet, eine Zeit fröhlichen Aufschwungs. Denn die eigentliche Großtat des Mittelalters, die Kolonisierung der weiten ostelbischen Gebiete mit Kreuz, Schwert und Pflug, fällt in diese politisch so jammervollen Jahre.

◆

Im Kaisertum hatte sich tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, die Erblichkeit durchgesetzt, solange noch ein Angehöriger des erwählten Geschlechts vorhanden war. Freilich fand noch immer eine Wahl statt, und es ist den Bemühungen der Könige nicht geglückt, die Erblichkeit auch rechtlich durchzusetzen. Wahlberechtigt war noch immer das ganze Volk, doch wurde dieses Recht schon lange nur noch von den „Großen" des Reiches ausgeübt, zu denen die Herzöge, Pfalz-, Burg- und Markgrafen, die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte zählten. Unter den Erzbischöfen gebührte denen von Mainz und Köln der Vorrang, weil ihnen die Krönung und Salbung des deutschen Königs oblag, während die Kaiserkrönung durch den Papst vor sich ging. Wahl- und Krönungsstadt war Aachen, später Frankfurt am Main.

An die Stelle der regelmäßigen Reichstage berief jetzt der König diese nach Bedarf ein; auf ihnen erschienen die hohen Reichsbeamten, weltliche und geistliche, vom 13. Jahrhundert an auch Vertreter der Städte. Die Zuständigkeit der Reichstage war nicht geregelt, doch ergab es sich von selber, daß Angelegenheiten von größerer Bedeutung, wie Krieg und Frieden, Zollverordnungen, Rechte der Fürsten und ähnliches ihm vorgelegt wurden. Ein eigentliches Bestätigungsrecht stand dem Könige nicht zu, vielmehr wurden die Beschlüsse von ihm nur verkündet; soviel hatte sich noch von den alten Rechten der Volksversammlung erhalten.

Auch das Gerichtswesen bestand in alter Art fort; doch bildete sich das Recht heraus, die von den Schöffen gefällten Urteile, die „Weistümer", zu „schelten", indem man vom Grafengericht Berufung an das Gericht des Pfalzgrafen einlegen konnte. An dessen Stelle trat im 13. Jahrhundert das „Hofgericht", dessen Vorsitzender der König selbst oder sein Beauftragter wurde. Neben diesem Königsgericht entstanden in größeren Gebieten, die sich zu einer gewissen landesherrlichen Selbständigkeit entwickelt hatten, auch landesherrliche Gerichte.

Durch die Verbindung mit der Kaiserwürde hatte das deutsche Königtum an Macht bedeutend zugenommen, die glänzenden Träger dieses Amtes genossen im ganzen Abend-, aber auch im Morgenlande hohes Ansehen. Dem aber entsprach nicht immer die wirkliche Macht, denn die Zersetzung der königlichen Gewalt in den langen Kämpfen mit dem

Papsttum und um die italienische Herrschaft brachte einen wesentlichen Verlust an Macht mit sich, und die auf die Stärkung der monarchischen Gewalt abzielenden Verhältnisse, wie das steigende Schutzbedürfnis bei dem allgemeinen Kulturfortschritt, kamen weniger dem Königtum als dem Landesfürstentum zugute; besonders verhängnisvoll war dabei, daß Heinrich III. die Herzogtümer aus seiner Herrschaft entließ, und daß Friedrich II., um in Deutschland Ruhe zu haben und nicht von der Verfolgung seiner italienischen Pläne abgelenkt zu werden, wichtige königliche Rechte zugunsten der Territorial(= Landes)gewalten preisgab.

Die Stellung des Königs zu den Landesherren wie zu seinen Untertanen hatte sich geändert, seitdem, was in diesem Zeitraum geschah, das Lehnswesen zur vollen Ausbildung gekommen war. Dieses beruhte auf zwei Erscheinungen: der Vergebung von Land zu Lehen (als „Leihe", also nicht zu eigen) und der dem Lehnsherrn zu leistenden Treupflicht, — jene die dingliche, diese die persönliche Seite des Lehnswesens darstellend. Durch die Belehnung mit Grund und Boden oder auch mit einem Amte trat der Belehnte in ein unmittelbares, persönliches Verhältnis zum Lehnsherrn, wobei der Lehnsmann gelobte, dem Herrn „allzeit treu, hold und gewärtig zu sein". Oberster Lehnsherr war der König; ihm folgten die geistlichen, diesen die weltlichen Fürsten und so weiter bis zu den kleinen Grundbesitzern herab. Sie bildeten gewissermaßen die Grundlage (Basis) der Pyramide, deren Spitze der König war. So schwand die allgemeine Untertanenpflicht aus dem Bewußtsein der Zeitgenossen und wandelte sich in das Verhältnis des Vasallen (Lehnsmanns) zum Senior (Lehnsherrn). Das Lehnswesen hat viel dazu beigetragen, was von seinen Lobrednern oft übersehen wird, das Staatsbewußtsein aufzulösen. Die Könige waren durch die dauernden Vergabungen von Krongut an ihre Getreuen und die Kirche arm geworden, sodaß wir sie fortan darnach streben sehen, sich eine Hausmacht zu gründen, die ihnen zunächst einmal die äußere Grundlage für ihre Macht schaffen sollte. Da auch die Herzogsgewalt sich in Lehnsgebiete auflöste, bildete sich nach und nach, nicht rechtlich, aber tatsächlich bestehend, ein geschlossener Stand der (weltlichen und geistlichen) Fürsten aus, der sich als „hoher Adel" über den niederen Adel erhob und das Königtum zu fast völliger Machtlosigkeit herabdrückte, wenn nicht gerade der Träger durch die Kraft seiner Persönlichkeit sich Ansehen zu geben wußte.

Das Lehnswesen gestaltete auch das Heerwesen völlig um. Für die allgemeine Dienstpflicht und den auf ihr beruhenden Heerbann war kein Platz mehr, seitdem die Untertanenpflicht sich in ein Treuverhältnis der Vasallen verwandelt hatte. An seine Stelle trat das Vasallenheer, was den Nachteil hatte, daß der König von dem guten Willen der Vasallen, und diese wieder vom guten Willen ihrer Aftervasallen abhängig waren. Der alte Geburtsadel sowie der Unterschied zwischen frei und unfrei war geschwunden, auch der im Merowingerreiche ausgebildete Dienstadel

bestand nicht mehr, alles war in Lehensabhängigkeit umgewandelt. Und weil die reicheren Lehnsmannen es für vornehmer erachteten, zu Roß zu dienen als zu Fuß, und weil die Kämpfe mit den ungarischen Reiterscharen eine tüchtige Ausbildung im Roßdienste forderten, trat dieser fortan in den Vordergrund: die Heere wurden Reiterheere. Und weil der Reiterdienst eine stärkere Ausbildung erforderte, als der Dienst zu Fuß, bildete sich ein eigener Kriegerstand heraus, der sich zum Ritterstande auswuchs. Zu ihm gehörten auch die Ministerialen, d. h. die hohe und niedere Dienerschaft, freie und unfreie, die durch Verleihung eines Lehns in eine gehobene Stellung rückten. Aus ihm ist im Wesentlichen unser niederer Adel hervorgegangen.

Als durch die Kreuzzüge dem Ritterstande ideale Ziele erwuchsen, wurde das Rittertum in eine andere, edlere und höhere Richtung getrieben. Durch Erziehung, Brauchtum und Gewohnheiten, durch die jetzt aufkommenden Geschlechtsnamen, Wappen und Ritterspiele (Turniere) bildeten sich feste Umgangsformen heraus, sodaß sich der Ritterstand zu einer großen Gemeinschaft entwickelte, die alle Völker Europas ohne Rücksicht auf ihre Volkszugehörigkeit umfaßte. Kriegerische Tüchtigkeit, Kämpfe für den christlichen Glauben, Treue gegen den Lehnsherrn, Schutz der Schwachen, Verehrung der Frauen, also Gottes-, Herren- und Frauendienst bildeten den Inhalt ihrer Pflichten. Der Ritter mußte sich üben, mit „staete, maze und hövescheit" (Festigkeit, Besonnenheit und in höflicher Form) seine Pflichten zu erfüllen. Wenn das auch zu manchen Übertreibungen, zu unnatürlichen, ja unsittlichen Entgleisungen geführt hat, so trug die Zugehörigkeit zu diesem fest geschlossenen Stande der Ritter, der sich einen besonderen Ehrbegriff schuf, doch viel zur Hebung der Sitte bei. Auch die Poesie wurde — wie unten noch gezeigt werden wird, — durch die Ritterschaft beeinflußt. Bedauerlich war, daß in diesem Stande eine internationale Macht erwuchs, die der nationalen Gewalt des Kaisers gegenübertrat. Freilich darf man nicht verkennen, daß die Geschichte uns neben solchen edlen Seiten des Rittertums, welche dieses wirklich besaß oder auch nur durch die Poesie angedichtet erhielt, auch weniger edle zeigte: das Raubrittertum machte sich, je schwächer die königliche Gewalt wurde, immer mehr bemerkbar. Daß Ritter zu Wegelagerern entarteten, um reisende Kaufleute zu überfallen und zu plündern, ist schon damals eine viel beklagte Erscheinung.

Die nationale Kraft gegenüber dem internationalen Rittertum zeigte das Bürgertum in den deutschen Städten, die eben jetzt im Süden und Westen in großer Zahl auftauchten, während die Städtegründung im Norden und Osten am Schlusse des eben geschilderten Zeitabschnittes gerade erst begann. Zunächst waren da die alten Römerstädte, in denen neben die alten festen, zum Teil prächtigen Bauten, jetzt elende, stroh- und rohrgedeckte „Buden" traten. Dann bildeten sich solche Niederlassungen an dem Sitze der hohen geistlichen Würdenträger und großen Märkte, an den stets wechselnden Pfalzen der Könige oder sonstiger fürstlicher Herren, oder im Anschluß

an die gegen die Ungarn erbauten Burgen, an die sich, weil man die Verwaltung und das Gericht des Grafen oder des Zentenars in sie verlegte, ein gewisser Handels- und gewerblicher Verkehr anschloß. Stadtrecht erlangten diese Ortschaften dadurch, daß sie ummauert und mit dem Rechte, einen Markt zu halten, begabt wurden. Über das Äußere der Städte und das Leben in ihnen zu sprechen, wird sich später Gelegenheit finden; hier sei zunächst nur auf ihre Bedeutung als Trägerinnen des Handels und des Gewerbes hingewiesen.

Der Handel war noch immer in den Händen der Italiener, Slaven und insbesonders der Juden, die gegen ein Schutzgeld (Judenzoll) vom Könige Freibriefe erhielten. Erst allmählich fingen auch die Eingeborenen an, sich am Handel zu beteiligen, zunächst mit Erzeugnissen des Landes oder ihres eigenen Fleißes, dann aber auch, indem sie Waren von anderen zum Zwecke der Weiterveräußerung erwarben. — Die Handelswege waren im Wesentlichen dieselben geblieben: über die Alpen nach Italien, — durch Deutschland ins slavische Gebiet, — die Donaustraße nach dem Orient, — die Rheinstraße nach England. Hauptstapelplätze waren Passau, Regensburg, Köln, Mainz, Basel, Straßburg, — also alte Römerstädte, — ferner Bardowiek (bei Lüneburg), Magdeburg, Erfurt, im Norden Hamburg, Bremen, Jumne (das von der Sage umsponnene Vineta, nach neuesten Forschungen, am Ausfluß des Peenestroms in die Ostsee gelegen) und Danzig. Neben dem Großhandel entwickelte sich im Innern Deutschlands auch ein reger Kleinhandel, durch Märkte und Messen (auch Send = Synod genannt) vermittelt.

Der Handel mit dem Orient wurde durch die Kreuzzüge natürlich außerordentlich belebt, seine Hauptträger waren die Seestädte Italiens, wo der Handelsverkehr stark entwickelt war. (Viele noch heute im Handel übliche Bezeichnungen stammen aus Italien: Bank, Bankerott, Giro, Indossament, Tratte, Solawechsel, Kurant.) Das bedeutete zugleich eine Umwälzung auf wirtschaftlichem Gebiet: während bisher aller Reichtum in Grundbesitz und Vieh bestand, trat jetzt in immer stärkerem Maße das Geld an dessen Stelle und die kapitalistische Wirtschaftsweise rang sich ans Licht. Das Münzrecht war Regal (Recht des Königs). Unter Karl dem Großen und seinem Nachfolger wurden Münzen nur am Hofe geschlagen; der wachsende Verkehr forderte jedoch die Vermehrung der Münzstätten, was deren Überwachung erschwerte; so wurde damals der Grund gelegt zu der großen Verwirrung im Münzwesen, namentlich zu der Verschlechterung des Feingehalts und der Verschiedenheit der Währungen und ausgeprägten Stücke[11].

[11] Gewichtseinheit wurde die Mark. Die Kölnische Mark war am meisten verbreitet, sie zählte 16 Lot und wog 250 Gramm. Der Wert einer Mark Feinsilber war 42 Reichsmark; aus ihr wurden drei Mark Pfennige geschlagen, sodaß die in Kurant ausgeprägte Mark 14 Reichsmark betrug. Aus einer Mark prägte man 192 Pfennige oder Denare, also ein Pfennig = 7⅓ Rpf. 12 Pfennige (Denare) machten 1 Schilling aus, also 1 Schilling = 85 Rpf., — immer unter Kürzung der Brüche. — Daneben hielt sich der Goldsolidus aus der Karolingerzeit noch lange.

Auch das **Gewerbe** blühte auf, denn die Lebenshaltung steigerte sich, und der Absatz wurde erleichtert. Während bisher die Hörigen auf den Gütern der Großen oder kleine Freie sich ihm widmeten, bildete sich in den Städten ein eigener Stand der Gewerbetreibenden oder Handwerker aus, indem die Hörigen anfingen, außer den in Auftrag gegebenen Waren auch solche auf eigene Hand und Rechnung zu fertigen. So entwickelte sich eine ganze Reihe von Handwerkern und Gewerben, die Webstoffe, Holz, edle und unedle Metalle bearbeiteten.

Gestärkt wurde Handel und Gewerbe dadurch, daß nicht jeder auf sich allein stand, sondern das altgermanische Genossenschaftswesen sich durchsetzte: die Kaufleute schlossen sich in **Gilden**, die Handwerker in **Zünften** zusammen, die die Art und Güte der Arbeit beaufsichtigten, den Preis für die Ware festsetzten, später das gesamte Leben in feste Regeln bannten. Ihre eigentliche Blüte fällt in spätere Zeit, doch gewahren wir jetzt die Anfänge.

In den Städten hielt sich auch, weil sie deren zu ihrem Schutze beburften, die allgemeine **Wehrpflicht** und — zunächst zur Errichtung und Erhaltung der Befestigungen — die allgemeine Steuerpflicht, und damit der Staatsbegriff weit länger als in den Territorien der Fürsten.

Die Unterscheidung zwischen frei und unfrei galt anfangs auch für die Städte, doch schwand sie bald. Wohnte ein Höriger „Jahr und Tag" in einer Stadt, so gewann er dadurch die Freiheit, und die Städte wachten eifersüchtig darüber, daß er nicht etwa in ein früheres Abhängigkeitsverhältnis zurückgezwungen wurde. „Stadtluft macht frei." Statt dessen begann sich ein anderer Unterschied Bahn zu brechen, der zwischen Patriziat und Handwerkern; doch kommt er erst im nächsten Jahrhundert recht zum Ausdruck.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Städte verhalf ihnen auch zu politischer Geltung. Das zeigte sich zunächst darin, daß der landesherrliche Vogt, der zur Verwaltung und Rechtsprechung in der Stadt saß, mehr und mehr seine Rechte an den von der Stadt eingesetzten „Untervogt" abtreten mußte; wo dieser sich vom landesherrlichen „Obervogt" völlig freizumachen wußte, entstand eine Reichsstadt, die nur das Reich, keinen Landesherrn über sich hatte, andernfalls eine Landstadt. Jene überwog im Süden und Westen, diese im Norden und Osten. In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst haben die Städte meist treu zum Kaiser gestanden, denn der Handel bedurfte einer starken Schutzgewalt.

Neben den Rittern und Städten hielt sich naturgemäß in großer Zahl der Stand der Ackerbauer. Auch sie bildeten einen besonderen Stand, den **Bauernstand**, und die Einteilung der Gesellschaft in Fürsten, Adel, Städte und Bauern blieb bis zur französischen Revolution (1789 ff.) maßgebend. Die Bauern waren dadurch, daß zahllose Gemeinfreie ihren Besitz an Große übertragen hatten, um ihn als Lehen zurückzuerhalten, ihrer Freiheit verlustig gegangen und als „Grundholden" ihren Herren

zu Zins und Arbeit (Fronden) und einer Art Erbschaftssteuer (meist in Vieh) verpflichtet. Ihre äußere Lage war durchaus günstig. Der Wirtschaftsbetrieb, noch der Dreifelderwirtschaft unterliegend, hatte sich verbessert, die Bodenrente war gestiegen. Besonders fanden die Bauern in dem ostelbischen Kolonisationsgebiet ein reiches Feld der Tätigkeit, denn die Ansiedler aus Holland, Rheinland, Westfalen kamen nur, wenn ihnen günstigere Bedingungen als in der Heimat geboten wurden. Der vergrößerte Verkehr und wachsende Bedarf der Städte trug auch zur Steigerung der Preise[12] bei; Pferde-, Schaf- und Bienenzucht — letztere durch Verwendung des Wachses in Kirchen und Klöstern und des Honigs zum Met, dem viel begehrten Getränk, — nahmen großen Aufschwung, ebenso infolge der Fasttage die Fischzucht; ferner wurden Gerste und Hopfen zum Bierbrauen, Flachs und Lein zum Spinnen und Weben, Waid zum Färben gebaut. Auch der Weinbau vermehrte sich, und zwar wegen des starken Verbrauchs auch in dafür völlig ungeeigneten Gegenden (Pommern, Preußen, Posen).

Von größerem Einfluß auf das wirtschaftliche, gesellige und geistige Leben waren natürlich die Verhältnisse der *Kirche*. Das Papsttum hatte an Macht und Einfluß stark gewonnen, wenn es auch Zeiten voller Schmutz und Unsittlichkeiten schlimmster Art durchgemacht hat. Die Herrschaft der deutschen Könige und die von ihnen geförderten Reinigungsbestrebungen brachten größeren religiösen Ernst, der Sieg im Investiturstreit die Überlegenheit über das Königtum, der stark angewachsene Kirchenstaat auch weltliche Gewalt, und den Kreuzzügen, deren eigentliche Unternehmer und Anführer doch die Päpste waren, folgte ein starkes Anwachsen auch der äußeren Mittel, wie ja auch in Deutschland die Kirche durch Vergabung von Königsland und sonstige Schenkungen recht reich geworden war. Jetzt gewann die päpstliche Macht eine neue Stütze durch die *Mönchsorden*, von denen die Zisterzienser und Prämonstratenser, jene reich an christlicher Liebestätigkeit, dann als tüchtige Landwirte und Gärtner, diese mehr als eifrige Seelsorger geschätzt, ferner die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner zu nennen sind. Auch ein geistlicher Ritterorden, der der Johanniter, entfaltete rege Tätigkeit in der Armen- und Krankenpflege. Wenn sich hierdurch das Christentum auch allgemein einbürgerte, — eine Anzahl in der deutschen Sprache neu auftretender Worte wie Bibel, Kaplan, Mesner, benedeien, barmherzig, Wallfahrt, Ketzer, Fegefeuer bekunden das — und so das Reich der Wichtelmännchen und Kobolde immer kleiner wurde, machten sich doch auch jetzt schon Gegenströmungen geltend, wie die der Katharer, Waldenser, Albigenser, Stedinger, denen die Kirche mit Strenge, ja grausam gegenübertrat.

Selbstverständlich wurde durch diese völlig veränderte gesellschaftliche Schichtung und wirtschaftliche Umwälzung auch die *geistige Bildung*

[12] Im 10. Jahrhundert kostete ein Huhn 1/2 Pfennig = 3 1/2 Rpf., ebensoviel eine Mandel Eier; eine Gans 2—3, ein Schaf 10, ein Schwein 20—24 Pfennig, — im 11. Jahrhundert das Doppelte.

stark beeinflußt. Das Laientum war lange unfähig, Trägerin aller Geistesbestrebungen war die Geistlichkeit, die ihrerseits wieder an die Antike anknüpfte, — man spricht geradezu von einer Ottonischen Renaissance, — wie überhaupt die Sachsen bedeutende Persönlichkeiten stellten: die Nonne Rosvitha aus Gandersheim, die durch ihre Dichtungen bekannt geworden ist, sowie die Bischöfe Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim, die, schwertgewaltige Herren der Kirche, doch mit ganzem Herzen der Heimat gehörten und ihre Gotteshäuser kunstvoll ausschmückten. Die sächsischen Klöster sowie die von St. Gallen und Fulda waren Stätten der Gelehrsamkeit und Bildung, und auch die Nonnenklöster nahmen daran teil, wodurch es kam, daß die Frauen der vornehmen Kreise den dem Kriegsdienst und der Jagd zugewandten Männern an gelehrter Bildung überlegen waren. Der Kirchenbau zeugte zunächst die romanischen Dome in Speyer, Mainz, Worms, Bamberg sowie an Profanbauten (= weltliche Bauten) den Grundbau der Wartburg und die Kaiserpfalz in Goslar, außerdem kleinere Arbeiten in Erzguß, Miniaturmalerei (vom lat. minium = Mennig, Zinnober) und Elfenbeinschnitzwerk. Gegen Ende dieses Zeitabschnitts wurde der romanische Stil durch den gotischen abgelöst, nachdem Frankreich darin vorangegangen war; der Beginn des erhabensten Bauwerks jener Zeit, des Kölner Doms, fällt in das Jahr 1248. Sonst fällt die Entwicklung der Gotik erst in den folgenden Zeitabschnitt.

Freilich hatte die jene Zeit beherrschende Wissenschaft, die Scholastik, hauptsächlich den Zweck, die kirchlichen Lehren der Zeit mit den Forderungen der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, sodaß eine wirkliche, voraussetzungslose Wissenschaft fehlte. Bald aber waren auch, wie in dem Deutschen Albertus Magnus (13. Jahrhundert), dem als Schwarzkünstler verschrienen großen Physiker und Mathematiker, die ersten Anfänge eines auf Naturbeobachtung beruhenden wissenschaftlichen Fortschritts zu bemerken. Auch die wenigen Universitäten waren auf diesen Ton gestimmt.

Bedeutsam ist auch der Fortschritt in der D i c h t k u n s t. Ihr Träger war das Rittertum, die Stoffe waren daher international, während der nationale Geist sich in der Lyrik und im Gegensatz zu der höfischen Poesie in den Volksepen äußerte. Es war der Frühling des Minnesangs, — die Worte Angesicht, lächeln, liebkosen, Veilchen treten erstmalig in der deutschen Sprache auf —; in künstlichen Strophen und frischen Weisen sangen Heinrich von Veldeke, Reinmar von Staufen, Werner von Aist, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, und als edelster, zartester und klügster von allen, Walter von der Vogelweide, ein kerndeutscher Mann, und unzählige andere, die sich um Hermann von Thüringen (um 1200) auf der Wartburg scharten. Die germanisch-deutschen Heldensagen aus alter Zeit, die jahrhundertelang von den fahrenden Sängern in immer wechselnder Gestalt weitergegeben

wurden, fanden in „der Nibelunge Not“[13] und in „Gudrun“ ihre letzte, in schöne Handschriften gefaßte Gestaltung. Allmählich übernahm dann in Kunst und Schrifttum, Wissenschaft und Unterricht das städtische Bürgertum die Führung.

Was das gesellige Leben anlangt, so war es nicht einheitlich. Wir haben die höfisch-ritterlichen Kreise mit ihrer feineren, oft ziemlich freien Sitte — die neu auftauchenden Worte Junker, Fräulein, hübsch (= höfisch), Hoffart, hofieren, stolzieren, spazieren deuten darauf hin — oder auch mit dem Jagd- und Trinkleben der ärmeren Ritter — die Worte Weidmann, Wildbret, Windspiel kommen auf, — zu scheiden von dem Leben der Geistlichen, die Kunst (Musik, Malerei, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, Dichtkunst) und Wissenschaft trieben oder Musterschulen für Ackerbau und Gartenbau errichteten, dann aber (vom 12. Jahrhundert ab) sich vielfach einem trägen und schwelgerischen Leben ergaben. Ferner das Leben der sich mehr und mehr in den Städten zusammendrängenden Bürger, die rege Betriebsamkeit entwickelten und in Handel, Gewerbe und Kunstsinn tüchtig vorwärts kamen, und der meist in bedächtigem Wohlstand lebenden Bauern, deren ungezügelte Sitte freilich oft den Spott der Vornehmeren herausforderte: aus dem „Dörfler“ wurde der „Tölpel“, aus dem Worte „dörflich“ ward „tölpisch“.

Demnach war das erste Viertel unseres Jahrtausends wohl eine Zeit äußeren Glanzes, namentlich im Hinblick auf einige glänzende Kaisergestalten, aber durch die unglückselige Verquickung der deutschen mit der italienischen Politik und durch die unseligen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst doch eine Zeit politischer Schwäche: das deutsche Königtum lag völlig am Boden; was an Herrschergewalt noch vorhanden war, hatten die Landesfürsten an sich gerissen. Daß sich bei dem internationalen Wesen des Rittertums und der Hinneigung der Kirche zu Italien das deutsche Wesen überhaupt erhielt, ist hauptsächlich dem erstarkenden Bürger- und Bauerntum zu danken, das sogar noch von seinem Kraftvorrat nach außen abgeben konnte: es begann die große Ansiedlung ostwärts wandernder Deutscher zwischen Elbe und Memel. Aus Flamland (daher der Name der Hochebene Fläming, wo viele solcher Siedlungen entstanden), Rheinland, Holland, Westfalen wanderten fleißige und strebsame Ansiedler nach Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Schlesien,

[13] Die ersten 2 Strophen lauten:

Uns ist in alten maeren	Ez wuochs in Burgunden
wunders vil geseit	ein vil edel magedîn,
von heleden lobebaeren	daz in allen landen
von grôzer arebeit,	niht schoeners mohte sîn,
von fröuden, hôchgezîten,	Kriemhilt geheizen:
von weinen und von klagen,	si wart ein schoene wîp,
von küener recken strîten,	darumbe muosen degene
muget ir nu wunder hoeren sagen.	vil verliesen den lîp.

in den ferneren Osten. Überall erlag das Slaventum, das vor 600 Jahren die Germanen verdrängt hatte, dem siegreichen Deutschtum, nicht nach kühnem Waffengang, sondern durch nachdrückliche und zielbewußte Arbeit. Von jetzt ab erscheinen auch im deutschen Osten Ortsnamen mit den deutschen Endungen hagen, dorp (trup), kerk (Kirche), garten, burg usw., während die Namen der slavischen Ortschaften meist auf itz, in oder ow (sprich: oh) endigen. (Diese Endungen deuten auf das Eigentumsverhältnis hin.) Und zugleich bereitete der deutsche Ritterorden, diese eigentümliche Mischung von Ritter- und Priestertum, an der preußischen und russischen Ostseeküste den Sieg der deutschen Waffen und der deutschen Kultur vor. Das volle Aufgehen dieser Saat fällt in spätere Zeit, die Keime dazu aber wurden jetzt gelegt. Alles in allem: das Reich war todkrank, das Volk von strotzender Kraft und Gesundheit.

Sechster Abschnitt:

Das Wahlkönigtum

(1273—1519)

Die Verhältnisse in Deutschland, das beim Fehlen einer straffen Obergewalt in einem Krieg aller gegen alle unterzugehen schien, veranlaßten den Papst, auf eine neue Königswahl zu drängen. Es tauchen hier zuerst die sieben Kur(Wahl-)fürsten auf, die diese Aufgabe übernahmen. Ihr Ziel war, keinen allzu mächtigen König zu küren, der ihrer Macht schaden könnte, und sie einigten sich auf den Grafen Rudolf von Habsburg, der alle Ansprüche des Papstes anerkannte und auf Italien verzichtete. Bei seinem Versuche, die dem Reiche abhanden gekommenen Länder wiederzugewinnen, stieß er auf den Widerstand Ottokars von Böhmen, der sich auch Österreich, Steiermark und Krain angeeignet hatte. Er besiegte ihn, zog diese Länder ein und übergab sie seinen Söhnen, womit er den Grund zu der später so bedeutenden habsburgischen Hausmacht legte. Nach seinem Tode trat bei den Kurfürsten das Bestreben hervor, die Krone nicht erblich zu machen, auch nicht innerhalb desselben Geschlechts. Deshalb wählten sie fortan die Könige zumeist aus den verschiedensten Geschlechtern: Adolf von Nassau, dann wieder einen Habsburger Albrecht I., den Lützelburger (Luxemburger) Heinrich VII., der sich von seinem hohen Gedankenflug wieder in die staufische Kaiserpolitik treiben ließ, aber frühzeitig starb, nachdem es ihm gelungen war, durch die Heirat seines Sohnes Johann Böhmen an sein Geschlecht zu bringen; er hinterließ das Reich streitenden Parteien: Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich fochten um die Krone. Ersterer errang den Sieg, geriet aber wegen seiner Ländersucht wieder mit den Fürsten in Streit. Im Kampf mit dem Papst hatte er aber die Fürsten auf seiner Seite: der Beschluß zu Rense (1338) sah sie einig in dem Bestreben, die päpstliche Bevormundung abzuschütteln; derjenige sei König, so beschlossen sie, den die Kurfürsten wählten, und zwar von Rechtswegen, ohne Bestätigung durch den Papst. Ihm folgte Johanns Sohn Karl IV., ein klug berechnender Mann, der für sein Stammland Böhmen Großes tat, indem er eine musterhafte Verwaltung einführte, nach dem Vorbild von Paris eine — die erste deutsche — Universität in Prag gründete und diese Stadt mit schönen Bauten schmückte. Um das Reich kümmerte er sich wenig, doch hat er eine Art Reichsgrundgesetz, die Goldene

Bulle (1356) zustandegebracht, wonach die Kaiserwahl endgültig geregelt und die Rechte des Königs und der Kurfürsten abgegrenzt wurden. Auch wurde festgesetzt, daß die weltlichen Kurfürstentümer im Mannesstamme erblich und unteilbar sein sollten. Mit dieser — allerdings sehr wichtigen — Maßnahme war Karls Anteil am Reiche erschöpft; sonst widmete er sich seinem eigenen Lande Böhmen, in dem das Deutschtum mächtig emporblühte, und vergrößerte seine Hausmacht, indem er die Mark Brandenburg hinzugewann. Seine Regierung fällt insofern in eine schwere Zeit, als in ihr der „schwarze Tod", eine furchtbare Pest, herrschte, die bei dem Tiefstand der medizinischen Kenntnisse ungeheuere Opfer forderte. Der, wenn auch unberechtigte Vorwurf, daß die Juden die Brunnen vergiftet hätten, zeigt, welch tiefen Haß dieses Volk bereits auf sich gezogen hatte.

Der untüchtige, schlaffe und rohe Wenzel, den die Fürsten absetzten, und Ruprecht von der Pfalz vermochten der immer mehr um sich greifenden Anarchie nicht zu steuern, und auch Sigismund gelang es nicht, die unbedingt nötige Reichsreform durchzuführen. Wohl hat er das Verdienst, das „Konstanzer Konzil" zusammengebracht zu haben, das zwar kirchlich viel erreichte, aber auch zeigte, was der Bruch eines Kaiserwortes bedeutete: daß er Hus, dem er freies Geleit zugesichert, fallen und an diesem deutschfeindlichen Erztschechen das Todesurteil vollziehen ließ, brachte in den „Hussitenkriegen" eine furchtbare Not und Verwüstung über das Land, das unter dem Deutschenhaß der Tschechen bis zur Ostsee hin unendlich litt, bis der Aufruhr in eigener Zwietracht erstickte. Wichtig für die spätere Zukunft war, daß Sigismund 1415 Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg, aus dem Hohenzollerngeschlecht mit der Mark belehnte. Sein Nachfolger Albrecht II. von Habsburg, ein tatkräftiger Mann, fiel schon nach kaum zweijähriger Herrschaft im Kampfe gegen die Türken. Er eröffnete den Reigen der habsburgischen Kaiser, die nun ohne Unterbrechung bis zum Aussterben der Linie (1740) auf dem Thron blieben, um diesen dann der lothringischen Linie ihres Hauses zu überlassen. Sein Nachfolger Friedrich III. von Steiermark, ein schlaffer und träger Fürst, besaß nicht im geringsten die Eigenschaften, deren die schweren Zeiten bedurften. Das Reich wurde von wilden Fehden zerfleischt, der Eroberung Konstantinopels durch die Türken gegenüber (1453) blieb er tatenlos; Böhmen und Ungarn gingen an nationale Fürsten, jenes an Georg Podiebrad, dieses an Matthias Corvinus, die Grafschaften Holstein und Schleswig an Christian I. von Dänemark, Schweden und Norwegen, — Westpreußen, Ermeland und Ostpreußen (1466 im Thorner Frieden) an Polen verloren, und nur im Westen fand eine Neuerwerbung statt: Burgund, dessen Herzog Karl der Kühne seine Tochter und einzige Erbin Maria mit Friedrichs Sohn Maximilian vermählte. Er war der letzte deutsche König, der sich in Rom die Kaiserkrone holte.

Nach Friedrichs Tode wurde Maximilian gewählt, ein beweglicher, für große Gedanken leicht entzündeter Mann, für Kunst und Wissenschaft

begeistert, im Wissen seiner Zeit wohl bewandert, mit Recht „der letzte Ritter" genannt, aber unklar in seinen Zielen, unbeständig im Wollen. Die Erkenntnis, daß eine Reform des Reiches immer unabweisbarer wurde, daß die politischen Zustände trostlos, das Gefühl für nationale Ehre bei Fürsten und Ständen im Schwinden sei, zwang ihn, sich einer Reichsreform zu widmen, die dann (1495) auf dem Reichstage zu Worms beschlossen wurde: eine allgemeine Reichssteuer, der „gemeine Pfennig", hauptsächlich zur Abwehr der Türkengefahr dienend, wurde bewilligt, ging aber nicht im erhofften Umfange ein; das „Reichsregiment", ein dauernder Ausschuß des Reichstages, ging an der Unfähigkeit der Stände gleich nach seiner Entstehung wieder ein. Die Einteilung des Reiches in zehn Kreise zur Handhabung des Landfriedens blieb auf dem Papier stehen, und nur das „Reichskammergericht" als oberstes Gericht, dessen Vorsitzenden der Kaiser ernannte, war von Bestand, wenn es auch nicht annähernd in dem geplanten und notwendigen Umfang zustande kam. Es tagte zunächst in Frankfurt a. M., seit 1526 in Speyer, seit 1689 in Wetzlar.

Unter Maximilian begann die große Geistesbewegung, auf allen Gebieten des Lebens, Reformation genannt (1517 schlug Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg), die unter seinem Nachfolger Karl V. zur weiteren Entfaltung kam.

Weil die allmächtig gewordenen Fürsten den Kaiser nicht zu mächtig haben wollten, hatten sie, wie berichtet, mit dem Grundsatz der Erblichkeit der Krone in dem einmal mit ihr begabten Geschlecht gebrochen und die freie Wahl nach jeder Thronerledigung eingeführt, die bis 1438 die verschiedenen Geschlechter abwechseln ließ. Dies hatte drei bedauerliche Folgen: zuerst einen unwürdigen Schacher vor jeder Wahl: Adolf von Nassau versprach dem Kurfürsten von Köln „für seine Auslagen" 37 500 Mark = $1^1/_2$ Millionen Reichsmark; Karl V. ließ es sich das Sechsfache dieser Summe kosten. Sodann die Aufstellung immer schwererer Bedingungen, der sogenannten „Wahlkapitulation", deren Erfüllung der Bewerber den Kurfürsten zusagen mußte, sodaß der König in immer tiefere Abhängigkeit von ihnen geriet, und endlich das Streben der Könige nach einer Hausmacht, deren sie bedurften, wenn sie überhaupt etwas bedeuten wollten. Kein Wunder, daß das Streben, die Kräfte der Nation zu einmütigem Handeln zusammenzufassen und dem Kaiser die ihm gebührende Macht zu geben, alt ist. Aber diese Bemühungen haben nichts gefruchtet, die Goldene Bulle brachte sogar eine wesentliche Stärkung der Fürstengewalt.

Auch eine Reform des Reichs*heerwesens* war dringend nötig. Es fehlte gänzlich an Truppen und Geld, und die mehrfach beschlossene und auch ausgeschriebene Steuer brachte nichts ein: die Fürsten erklärten

einfach, es sei ihnen unmöglich, die Steuer bei ihren Landständen, über deren Entstehung weiter unten die Rede sein wird, durchzudrücken. Das Schwinden des allgemeinen Aufgebots und einer sicheren Heeresfolge wies den Kaiser auf geworbene Soldaten an, und auch die Städte nahmen schon vielfach fremde Kriegsleute in ihren Dienst. (Im Stralsunder Stadtbuch ist eine Eintragung von 1342, nach der ein Kriegsmann als Leiter der städtischen kriegerischen Unternehmungen angestellt wird; er erhält dafür jährlich 10 Mark bares Geld und für jeden Kriegstag noch 18 Denare, ferner 2 Tuniken, ein Paar Hosen und freie Wohnung.) Der Kaiser bestellte einen Feldoberst, der unter seinen Hauptleuten die in Fähnlein geteilten Landsknechte sammelte. Diese dienten um Geld, heute diesem, morgen jenem Herrn, das nationale Ehrgefühl sprach gar nicht mit; sie wurden, wohin sie kamen, als Landplage betrachtet und achteten ihres eigenen Lebens so wenig, wie des Lebens und Eigentums anderer. Besser waren die städtischen Fußtruppen, die von den Innungen gestellt und in den Schußwaffen — Armbrust, dann Hakenbüchse — dauernd geübt wurden. Regelmäßige Schützenfeste, die sich bis in die heutige Zeit gehalten haben, dienten zur Erprobung und Bekundung der erworbenen Kriegsfertigkeit.. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kam das Schießpulver in Anwendung und gestaltete das ganze Kriegswesen völlig um, denn es verschaffte dem mit der Feuerwaffe bewehrten Fußsoldaten ein entschiedenes Übergewicht über die Ritterheere. Dem Lehnswesen wurde, wenn sich der Lehnsverband auch noch lange hielt, damit doch der Todesstoß versetzt, denn den Rittern fehlte fortan eine standesgemäße Beschäftigung, wieder ein Anlaß, das verarmende Rittertum immer mehr zum Raubrittertum ausarten zu lassen.

Auch der Reichstag büßte an Bedeutung ein. Wohl wurden von den verschiedenen Kollegien — den Kollegien der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte — noch „Reichsabschiede" gefaßt, die der Kaiser, wenn er sie genehmigte, veröffentlichte, aber die Fürsten erschienen meist nicht mehr selbst, sondern ließen sich vertreten, denn sie hatten mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun: je mehr die Einheit des Reichs zerfiel, desto mehr rückte der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens in die Einzelstaaten. Die Landesherren hatten Zoll, Münze, Marktrecht, Gerichtsbarkeit, Verwaltung ihrer Gebiete (Territorien) dem Kaiser abgezwungen und führten sich immer mehr wie selbständige Fürsten auf; ja, sie umgaben sich mit einer eigenen Beamtenschaft und einem eigenen Hofstaat. Alles dies kostete viel Geld; die Fürsten richteten daher, soweit ihre Einnahmen aus Gütern und Gerichtsgebühren nicht ausreichten, an Ritter, Geistliche und Städte die Bitte („Bede") um einen Zuschuß. Dieser wurde freiwillig geleistet. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die bewilligenden Körperschaften, als die „Bede" eine dauernde Einrichtung wurde, die Bewilligung von gewissen Bedingungen abhängig machten, z. B. Mitwirkung bei Entscheidung über Krieg und Frieden, bei Veräußerung fürstlicher Güter, bei Landesteilungen, bei Ausschreibung neuer Steuern und dergleichen

forderten. Das ist der Ursprung der „Landstände", welche fortan in allen Staatsgebilden den Fürsten beschränkend und beaufsichtigend an die Seite traten. Anfangs bildeten nur die Körperschaften der Ritter („Ritterschaft") die Landstände, später kamen die Städte, endlich die Geistlichkeit, in einigen Ländern auch die Bauern hinzu. Der Landtag, wie die Versammlung der Stände genannt wurde, war also nicht wie heute eine gewählte, sondern gleich dem alten Reichstage eine ständische Körperschaft.

Auch auf dem Gebiete des Rechts brachen sich große Veränderungen Bahn: im 14. und besonders im 15. Jahrhundert fand das Römische Recht Eingang und verdrängte das einheimische deutsche Recht. Der Grund lag hauptsächlich in der allgemeinen Zeitströmung, die in Wissenschaft und Kunst ein Wiederaufleben der Antike, eine Loslösung der Wissenschaft vom starren Althergebrachten, wie es der Scholastik eigen war, zeitigte. Und gerade auf dem Gebiete des Rechts traf diese Strömung auf wohl vorbereiteten Boden: die veränderten Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse, besonders der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft forderten neue Bestimmungen. Diese waren im deutschen Recht nicht zu finden, das kein zusammenhängendes System, sondern nur eine große Anzahl einzelner Rechtssätze entwickelt hatte und keines organischen Fortschritts fähig war. Dem gegenüber hatte das römische Privatrecht ein erweiterungs- und ausbildungsfähiges System von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit entwickelt, so daß es bei einem Zusammenstoß sich als das stärkere erweisen mußte. Dazu kam, daß die Fürsten das Römische Recht bevorzugten; es enthielt zahlreiche den Machthabern schmeichelnde Bestimmungen, wonach der Fürst über allem Gesetz stand und keinerlei Beschränkungen unterworfen war. Deshalb zogen sie planmäßig Doktoren des römischen Rechts an ihre Gerichtshöfe und in die höheren Verwaltungsstellen, und im 16. Jahrhundert sehen wir diese Bewegung beendet: an Stelle des mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahrens, das sich bei allen Mängeln doch des Vertrauens des Volkes erfreute, weil es von Volksgenossen gehandhabt wurde, trat das geheime und schriftliche Verfahren und die Rechtsprechung durch gelehrte Richter. Seitdem ist das Mißtrauen in die Rechtsprechung nicht ausgestorben. Daß man in diesen römisch-rechtlichen Errungenschaften allmählich eine Verschlechterung gegenüber dem eingeborenen deutschen Recht sah, zeigt die Tatsache, daß neuerdings die Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens wieder eingeführt ist, und auch in immer fortschreitendem Maße Laien zur Rechtspflege mit herangezogen werden. Das Gute hätte die Aufnahme des fremden Rechts wenigstens haben können, daß die kaiserliche Gewalt durch sie gestärkt würde, die der Kräftigung so sehr bedurfte. Aber dafür kam diese Bewegung zu spät: sie kam fast nur noch den landesherrlichen Gewalten zugute. Ein großes Stück deutschen Volksgutes aber, zu dem auch das Recht gehört — denn auch das Recht ist nichts künstlich Gemachtes, sondern aus der Volksseele Hervorgegangenes — war wieder dahin, und

erst der neuesten Gesetzgebung ist es gelungen, etwas davon, z. B. im Vormundschafts-, Grundstücks- und Genossenschaftsrecht, wieder herzustellen.

Was die Wirtschaft anlangt, so waren da in immer steigendem Maße die Städte die bestimmenden Kräfte geworden, deren Bürger Träger der materiellen und geistigen Kultur wurden. Der wachsende Wohlstand machte Kräfte frei auch für geistige Bestrebungen, und diese wiederum schufen Verbesserungen und Veredelungen des materiellen Lebens. Seit dem 13. Jahrhundert hatte sich auch die Zahl der Städte vermehrt, vor allem waren auf dem ostelbischen Kolonisationsgebiet im Anschluß an die slavischen Burgwälle, die in Notzeiten der Bergung von Greisen, Frauen und Kindern, von Vieh und Kostbarkeiten dienten, Städte entstanden, die nun mit Lübecker oder Magdeburger Recht begabt wurden: das bedeutete die Selbstverwaltung der Städte und die Selbstwahl ihrer Obrigkeiten. Gegenüber dem Landesherrn und dem sinkenden Rittertum waren die Städte die Träger aller freien Gedanken, der Schauplatz alles frischen Schaffens geworden. Zunächst standen sie noch in Abhängigkeit von den Grundherren; wo dies der Fürst war, handhabte er durch seinen Vogt (Land- oder Obervogt) Gerichtsbarkeit und Verwaltung, die jedoch nach und nach auf den städtischen Vogt (Untervogt) übergingen. Den Vögten stand ein aus der Bürgerschaft gewählter Rat zur Seite, dessen Streben, sich von der landesherrlichen Gewalt zu befreien, im allgemeinen von Erfolg gekrönt war. Der Rat gab sich seine Verfassung selbst. Er hatte danach die allgemeine Stadtverwaltung zu führen und überwachte als oberste Polizeibehörde den gesamten Verkehr auf Straßen und Plätzen, zu Lande und zur See. Ihm lag die äußere Vertretung der Stadt in allen See- und Landkriegen ob, woraus schon zur Genüge hervorgeht, daß ein Ratsherr (Ratmann, Schöffe) damals in allen Sätteln gerecht sein mußte, im Verkehr mit Menschen aller Art bewandert. Er bedurfte nicht bloß eines klar berechnenden Kopfes, sondern auch einer kräftigen Faust, um mit der Waffe Leben und Gut zu verteidigen. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens aber oder gar der lateinischen Sprache durfte man bei ihm nicht voraussetzen; dazu war der gelehrte Ratsschreiber (Notarius) vorhanden. Neben dem Rate wirkte in wichtigeren Sachen die Bürgerschaft mit. Innerhalb dieser spielten die Gilden und Zünfte eine große Rolle, von denen später die Rede sein wird.

Das Äußere der Städte zeigt den Aufschwung, den die gesamten Lebensverhältnisse genommen haben, deutlich. Besonders auf dem Gebiete der Baukunst hat dies Zeitalter einen gewaltig schaffenden Idealismus betätigt. Der an die römische Basilika anknüpfende romanische Stil mit seinen strengen Formen, die etwas Gedrücktes, Erdgebundenes zeigen, wurde durch den gotischen Stil abgelöst, der den Charakter der Freiheit und Leichtigkeit, des Schlanken, Lichten und Erhabenen zeigt. Auch auf nichtkirchliche Gebäude, namentlich Rat-, Kauf- und Gildehäuser, dehnte sich diese schöpferische Kraft aus. Im hanseatischen Gebiet insbesondere auf

die Rathäuser, von denen in Norddeutschland die stattlichsten erstanden sind. Daneben gehörten zu den Wahrzeichen einer stolzen Stadt auch die Tore mit den Türmen, meist mit hohen Giebeln die Stadt überragend, die sich auch im Gebiet des Backsteinbaues durch Größe und Schmuck auszeichneten. Auch in den Wohnhäusern vollzog sich eine Wandlung; wenigstens tauchten bei den Vornehmeren Häuser aus Backstein auf, teils im Burgen-, teils im Kirchenstil errichtet, oft mit reichem Farbenschmuck versehen. Die meisten Häuser freilich waren auch jetzt noch aus Holz gebaut, Einrichtung, Ausstattung und Gerät dürftig. Sonst war wenig verändert. Die Straßen waren eng, ungepflastert, Ablagerungsstätten für jeden Unrat; nachts waren die Straßen dunkel, nur bei Anwesenheit hoher Gäste oder bei Kriegsgefahr befahl wohl der Rat, daß jeder eine Laterne vor das Haus hänge.

Überall tritt uns eine größere Prachtentfaltung entgegen. In der Kleidung waren an die Stelle der steifen Leinwandröcke schmiegsame wollene und seidene Stoffe getreten, oft mit kostbarem Pelzwerk gefüttert und verbrämt. Bei Festlichkeiten wurde eine rasende Verschwendung getrieben, die vielfarbenen Kleider wurden mit blinkenden Schnallen, Spangen und Glöckchen reich verziert; die Frauen trugen lange Schleppen und tief ausgeschnittene Kleider, wogegen die Kirche als Hüterin der Sitte vergeblich zu Felde zog. Andererseits fehlte manches Stück, das uns heute unentbehrlich erscheint, so fehlten Strümpfe und Hemden. Auch bei Gastmählern ging es hoch her; die Trinklust, auch abends in den Trinkstuben des Ratskellers oder der Gilden- und Zunfthäuser, war groß. Bezeichnend sind die Anstandsregeln jener Zeit. Es wird als unanständig bezeichnet, in die Hand oder ins Tischtuch zu schneuzen, aus der Schüssel zu schlürfen, die Finger bis über die Knöchel in die Brühe zu tauchen, denn Gabeln kannte man nicht. Der Kaufmannsstand und die vornehmen Beamten taten es in der Prachtliebe allen andern zuvor, und die weniger gut gestellten suchten es den Reicheren gleich zu tun. Kleiderordnungen und Luxusgesetze, die in jener Zeit häufig erlassen wurden, halfen nur wenig.

Trotz dieser äußeren Pracht und eines weinfröhlichen, oft ausgelassen lustigen Lebens waren die Zeiten nicht friedfertig; neben zahlreichen Kriegen, in die auch die Städte verwickelt waren, spielten Fehden, Pest, Totschlag und grausame Judenverfolgungen eine Rolle, und der Boden färbte sich rot vom Blute der Kämpfe zwischen Geschlechtern und Handwerkern, die Teilnahme an der Verwaltung der Stadt verlangten und in den meisten Städten — vielleicht mit Ausnahme des Nordens, wo häufig die Geschlechter Sieger blieben — durchsetzten.

Das Familienleben entbehrte damals noch des festgeschlossenen Charakters. Die Frau stand der Wirtschaft vor und fand im Hause am bescheidenen Herde volle Befriedigung; die Männer pflegten sich nach des Tages Arbeit in den Trinkstuben zu versammeln, in den Zunfthäusern oder auch im Ratskeller, wo der Rat sein eigenes Stübchen hatte.

Auf die geistige Ausbildung wurde wenig Wert gelegt; die Mädchen empfingen meist nur in kirchlichen Dingen Unterricht, dagegen erstanden in jeder Stadt Knabenschulen, die meist einer geistlichen Anstalt angegliedert waren. Neben solchen Schulen, in denen nur die Elementarfächer gelehrt wurden, gab es höhere, in denen lateinische Grammatik gelehrt und der Cisio-Janus auswendig gelernt wurde, ein Kalender, der in Merkversen die einzelnen Tage des Jahres ihrer Benennung und Bedeutung nach dem Gedächtnis einzuprägen suchte. Später entstanden noch unter Obhut der Stadtverwaltung stehende gelehrte Rats- oder Stadtschulen.

Der Handel nahm einen erheblichen Aufschwung; die Fugger und Welser in Augsburg beherrschten allein oder in Handelsgesellschaften mit anderen zusammengeschlossen, die sie gleichfalls beherrschten, die Märkte und Meere, förderten tatkräftig als kunstfreudige und bildungshungrige Männer alle idealen Bestrebungen, stillten die Not Tausender und lebten dabei selbst, oft als Gläubiger mächtiger Herren, von Kaisern und Königen, in fürstlichem Prunk. Pirkheimer und Holzschuher in Nürnberg förderten zugleich den Humanismus (abgeleitet vom lateinischen humanus = menschlich, also eigentlich Menschlichkeit, Menschenbildung), jene geistige Bildung, die man nur durch das Studium der Alten zu erlangen glaubte, die sich mit der Renaissance, der „Wiedergeburt" der klassischen Wissenschaften, verband. Damit förderten sie zugleich das Studium der alten Schriftsteller, Dichter und Künstler. Der große Reichtum kam auch den Städten zugute. Die Straßen, wenigstens in den mächtigen Handelsstädten, wurden sauberer, zum Teil gepflastert, Brunnen und Wasserleitungen beschafften gutes Trinkwasser, und auch die ersten gemeinnützigen Bestrebungen sozial-wirtschaftlicher Art traten auf. So ward damals in Nürnberg bereits eine Vorschußkasse für arme Handwerker gegründet.

Stark belebt wurden Handel und Gewerbe durch die jetzt allerorts auftauchenden Erfindungen: um 1500 brachte Nürnberg die ersten Taschenuhren — wegen ihrer eiförmigen Gestalt Nürnberger Eier genannt — auf dem Markt; das Schießpulver, von Berthold Schwarz verbessert (es war eine seit Jahrtausenden in China bereits bekannte Ware), fand weitere Verbreitung und wurde fortan, bisher nur Spielerei, zu ernsten Zwecken verwandt. Und vor allem: die wichtigste Erfindung aller Zeiten, der Buchdruck, fällt ins 15. Jahrhundert. Der Mainzer Patrizier Johann Gutenberg ließ die ganze Bibel mit beweglichen Lettern drucken. Augsburg, Nürnberg, Köln, denen nur etwa Gent und Brügge an die Seite zu stellen sind, glänzten durch ihr Gewerbe, das sich mit der Kunst zum Kunstgewerbe steigerte. Es entstanden prachtvolle Arbeiten in Stein, Metall, Holz und Geweben. Auch die Malerei und Bildhauerkunst nahmen einen mächtigen Aufschwung. Männer wie Lukas Cranach, Albrecht Dürer, die beiden Holbein sowie Peter Vischer, Veit Stoß, Adam Kraft wurden in der ganzen Kunstwelt genannt und geachtet.

Die **Baukunst**, die in den vorangegangenen Jahrhunderten so großartige kirchliche Werke romanischen und gotischen Stils geschaffen hatte, brachte im 14. und 15. Jahrhundert hauptsächlich Bauten zu weltlichen Zwecken hervor. Es entstanden die Marienburg, dieses gewaltige, herrliche Schloß des Deutschen Ritterordens, die Albrechtsburg in Meißen, die stolzen Rathäuser in Breslau, Münster, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Stralsund, sowie eine große Zahl geschmackvoller Bürgerhäuser, namentlich im Süden und Westen, aber auch im Koloniallande: Danzig, Hildesheim, Goslar sind vor anderen ausgezeichnet. Auch stattliche Stadttore erhoben sich, wie vor allem die noch heute wohl erhaltenen in Neubrandenburg.

Wie die Baukunst sich vom rein Idealen dem tätigen Leben zuwandte, so auch die **Dichtkunst**. Der Zerfall der Kaisermacht, das Streben der Fürsten nach einer Hausmacht, das alle idealen Zielsetzungen auslöschte, die Roheit der zu Wegelagerern herabgesunkenen oder allenfalls zu Kriegszügen in irgendeines Herrn Solde sich hergebenden Ritter, die Entartung der immer mehr in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit versinkenden Geistlichkeit, sowie schwere Unglücksfälle, wie der schwarze Tod, Mißwachs und Hungersnot, die die verrufenen Bußfahrten der durch das Land ziehenden, sich selbst geißelnden und Gott um Erbarmen anrufenden Flagellanten (Geißelbrüder) zur Folge hatten, dies alles wirkte zerstörend auf die Dichtkunst. Und wenn auch die Wissenschaft auf den neugegründeten Hochschulen (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Tübingen 1477) einen Stützpunkt fand, so wurde die Literatur doch kaum dadurch beeinflußt. So wurde nichts Neues geschaffen, nur wurden die alten Heldengedichte in geistloser Weise über- oder umgearbeitet, oder das Tierepos, schon im 10. Jahrhundert auftauchend, im 12. in isegrims nôt entwickelt, erlebte eine Wiederkehr: Reineke de Vos (Fuchs) entstand damals[14]. In der Lyrik wurde der Minnegesang durch den Meistergesang abgelöst, den die Handwerker schufen. Er stellt einen Versuch dar, eine Kunstform nach strengen Regeln an die Stelle der frisch sprudelnden Kunsterzeugnisse zu setzen. Das ertötete den Geist und machte die Kunst zum Handwerk. Freilich löste dies wieder eine bürgerliche Dichtung aus, die nicht künstlich geschaffen war, sondern das Bürgertum in seiner Tüchtigkeit und Ehrbarkeit und seinem treuen Festhalten am Reich und allen nationalen Gütern zeigt, die von Fürsten und Rittern oft vernachlässigt wurden: Sebastian Brants „Narrenschiff", Freidanks „Bescheidenheit",

[14] Textprobe: It geschach up enen pinkstedach,
dat man de uolde (Wälder) unde velde sach
Grône stân mit lof unde gras
Unde mannich vogel vrôlich was
Mit sange in hagen unde up bômen (Bäumen).

(Vgl. dazu Goethes Reineke Fuchs: Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen, es grünten und blühten . . .)

Reineke Fuchs und Till Eulenspiegel gehören hierher. So nüchtern sie zum Teil waren, so atmeten sie doch deutsches Wesen, waren echt deutschen Geistes und zeigen, daß die tonangebenden Stände nicht mehr Fürsten, Ritter und Geistliche, sondern Bürger waren, welche über jene früheren Würdenträger freimütig, oft mit derbem Spott aburteilten.

Dagegen wirkte weniger, als man glauben mag, die Entdeckung neuer Länder, die in den Schluß dieses Zeitabschnittes fallen, auf das Leben ein. Von 1415 an machten sich „Heinrich, der Seefahrer" und Johann II. von Portugal einen Namen, die Entdeckungen des Diaz (1486), Vasco da Gama (1498), Kolumbus (Entdeckung Amerikas 1492) und Magalhaens erste Erdumsegelung (1519 ff.) folgten. Diese Wirkungen zeigten sich erst später, mußten dann allerdings den gesamten Welthandel nach und nach umgestalten. Der Weltverkehr, der sich bisher in der Nord- und Ostsee und im Mittelländischen Meer abgespielt hatte, so daß Deutschland, die Brücke zwischen dem Abend- und Morgenland, inmitten des gesamten Verkehrsgebiets lag, zog sich nach dem fernen Westen und drängte Deutschland an die östliche Flanke des Verkehrsgebiets. Lissabon, Antwerpen und London wurden die Haupthandelsplätze. Doch ging diese Entwicklung so langsam vor sich, daß das bürgerliche Leben die Veränderung im einzelnen kaum merkte; erst der Vergleich längerer Zeiträume zeigt diese Verschiebung.

Während so der Bürgerstand an Kraft und Wohlstand gewann, das Leben freier und reicher, zum Teil sogar überaus üppig wurde, und das von Gefahren aller Art bedrohte Volk sich einem ungezügelten Lebensgenuß hingab, nahmen die Bauern an diesem Aufstieg nicht teil. Die Ansprüche wurden bei dem wachsenden Wohlstande und dem schwelgerischen Leben der Herren immer höher geschraubt; die Lasten, die der Adel den Fürsten bewilligen mußte, wurden von ihnen auf die Bauern abgewälzt. Viele Grundbesitzer begaben sich an die Höfe der zahlreichen Fürsten und setzten auf ihren Gütern Verwalter oder Pächter ein, die die Hintersassen schröpften, und auch unter der Jagdlust der Herren litten die Bauern schwer: Wildfrevel wurden hart bestraft, die Äcker verwüstet, den Bauern ungemessene Fronden auferlegt. Die Not stieg immer mehr und zeugte eine so hochgespannte Erbitterung, daß Bauernbünde, z. B. der Bundschuh, der arme Konrad u. a. und Bauernaufstände häufig waren, und daß die Spannung sich endlich in dem sog. Bauernkrieg, der eigentlich kein Krieg, sondern eine schwere soziale Revolution (1525) war, entlud.

Der Schwerpunkt der Entwicklung jener Zeit lag aber auf religiös-kirchlichem Gebiet, und die hieraus sich entspinnenden Kämpfe beherrschten völlig den kommenden Zeitabschnitt. Doch sind vorher noch gewisse Erscheinungen zu besprechen, die jene Zeit kennzeichnen, die großen Einungen, zu denen die Schwäche der kaiserlichen Gewalt und der Mangel jeglichen Schutzes von dieser höchsten Stelle aus die von der Not der Zeit Betroffenen zusammengeschlossen hatte.

Siebenter Abschnitt:

Die Einungen

Je schwächer die königliche Gewalt war, je weniger sie den Landfrieden zu wahren und die zahlreich ergangenen Landfriedensverordnungen durchzuführen wußte, je größer demnach die Rechtsunsicherheit wurde, um so mächtiger wurde der Drang nach Selbstschutz. Zwar wären in erster Reihe die Fürsten berufen gewesen, die königlichen Pflichten zu erfüllen, da sie doch die Rechte der königlichen Gewalt auf sich gehäuft hatten, aber sie versagten völlig: die Mehrung und Wahrung ihrer Hausmacht stand im Vordergrunde ihrer Sorgen und Bestrebungen. Sie wußten weder den Frieden zu wahren, noch das Recht zu schützen, und bei dem Streben nach Macht stießen sie auf den Widerstand der von ihnen bedrohten Städte und Ritter.

Dies alles wirkte zusammen, die einzelnen Glieder des Reiches mächtig erstarken zu lassen, und frühzeitig treffen wir auf Zusammenschlüsse, „Einungen" der einzelnen Machtgruppen, der Städte, Ritter, Bauern, und innerhalb der Städte wieder der Handwerker und Kaufleute, um mit gesammelter Kraft zu erreichen, was der einzelne nicht erreichen konnte. Der einzelne bedeutete in jener Zeit nichts, die Zugehörigkeit zu einer Einung, zu einer Genossenschaft alles. In ihr spielte sich das reiche Kultur- und Wirtschaftsleben hauptsächlich ab: die Gesamtheit war Trägerin aller die Zeit erfüllenden, gährenden Gedanken.

Da finden wir zunächst die Städtebünde. Sie dienten dem Zweck, die Städte und ihre Bürger gegen Vergewaltigungen durch Fürsten und Adel zu schützen, aber auch ganz allgemein den vom Kaiser erlassenen Landfriedensordnungen Beachtung zu schaffen. Daß sie sich am frühesten und wirksamsten im Süden und Westen Deutschlands entwickelt haben, ist zu verstehen: lagen doch dort die reichsten und mächtigsten Städte. Der rheinische Bund freilich, schon 1254 gestiftet, kam nicht zu kräftiger Entwicklung, die Zeit war dafür noch nicht reif, dagegen gelangte ein um 1380 gestifteter rheinischer Bund in Verbindung mit dem schon bestehenden schwäbischen Städtebunde zeitweise zu hoher Bedeutung. Der letztere errang über Ulrich, den Sohn Eberhards des Greiners von Württemberg, bei Reutlingen einen glänzenden Sieg (1377). Aber Eberhard wetzte diese Scharte durch seinen Sieg bei Döffingen (1388) wieder aus und erzwang die Auflösung des Bundes.

Erst hundert Jahre später trat ein neuer Bund zusammen: der Schwäbische Bund, dem auch einige Fürsten und Ritter angehörten. Er hatte große Ziele: ein Kaisertum ohne Bischöfe, ohne Fürsten und Adel wollte er aufrichten, einen Bundesrat mit Bundesgericht und Bundesheer, doch mißglückte auch das; zur Einigkeit war dies Volk noch lange nicht reif, und der Bund löste sich auf, ohne etwas erreicht zu haben, denn die Städte waren untereinander und auch im Innern, wo wilde Bürgerkriege tobten, nicht einig, — wieder ein Beweis, daß ein vollkräftiger Schutz nur durch eine alle Kräfte der Nation zusammenfassende Stelle wirksam erreicht werden kann. Und doch gelang den Städten, freilich nur den in Beziehung zum Meere stehenden, ein großer Wurf: der handelspolitische Zusammenschluß der deutschen Hanse hat sich durch Jahrhunderte gehalten und Großes erreicht. Von ihr, als der mächtigsten der Einungen, soll unten ausführlicher gehandelt werden.

Auch innerhalb der Städte selbst gelangten gewisse Vereinigungen zu hoher Bedeutung: die Gilden der Kaufleute und die Zünfte der Handwerker. Letztere werden in Norddeutschland auch „Werke" genannt; sie entsprechen den späteren Innungen und gehörten zu den bezeichnendsten Erscheinungen des Mittelalters. Sie bewohnten meist eigene Straßen, — noch heute finden wir in vielen Städten die Grapengießer- (Grapen = Kanne), Schlosser-, Schmiede-, Kleinschmiede-, Bäcker-, Schuster-, Holscher- (= Holzschuhmacher), Krämer-Straße und ähnliche. Oft hatten diese Gilden und Zünfte ein eigenes Haus, in dem sie zu ernsten und frohen Festlichkeiten zusammenkamen. Eine scharf geübte Gewerbepolizei sorgte für gute Arbeit; schlechte oder nicht preiswürdige Ware hatte Verweise, Geldstrafen, ja Ausstoßung zur Folge. Streitigkeiten wurden meist vor dem Gericht der Gilde oder Zunft ausgetragen, die in Geld, Bier oder Wachs bestehende Strafen verhängte. Art und Güte der Arbeit, die tägliche Arbeitszeit, das Maß der Erholung war streng vorgeschrieben, in Krankheits-, Not- und Todesfällen wurde Unterstützung gewährt. Die Gewandschneider, worunter ursprünglich Tuchhändler, dann überhaupt Großkaufleute zu verstehen waren, nahmen gesellschaftlich den ersten Rang ein, rechtlich gab es keine Unterschiede. Die Gilden und Zünfte haben durch ihren Einfluß auf die einzelnen Mitglieder Großes gewirkt; von ihnen ist der Aufschwung der Gewerbe ausgegangen, der das Mittelalter ziert, sie haben Kunst und Handwerk zum Kunstgewerbe verschmolzen. Daß aber bei dieser allgemeinen Gleichmacherei jedes Streben, jede Entwicklung des Eigenlebens unterdrückt wurde, daß ein Stillstand, dann ein Rückschritt eintreten mußte und endlich eine jämmerliche Mittelmäßigkeit in allen Leistungen sich breit machte, war eine unausbleibliche Folge, die sich jetzt allerdings kaum erst vorzubereiten begann. Um diese Zeit standen Gilden und Zünfte noch in der Blüte ihrer Kraft; ihnen ist die Bildung eines gesunden Mittelstandes zu danken, der später dem deutschen Volke seine idealsten Güter bewahrt hat. Ihr freier Stolz brachte sie früh in

einen Gegensatz zu den herrschenden Klassen: sie erhoben sich überall gegen die ratsfähigen Geschlechter, denn auch sie kamen allmählich zu Wohlstand und Ansehen, und es wurde ihnen oftmals schwer, sich dem Gebot derer zu fügen, zu deren Reichtum sie mit ihrem Gut und Blut den Grund gelegt hatten. Überall sehen wir die Zünfte Anteil am Stadtregiment begehren, und ihre Alterleute finden wir früh als Vertreter der Gemeinden, obwohl sie fast nirgends vollkommene Gleichheit erzielt haben.

Die Einteilung der Bürgerschaft in Zünfte lag auch der Wehrverfassung zu Grunde. Sie bildeten im Kriege das Fußvolk. Von den Wällen herab suchte man dem Ansturm der Belagerer mit großen Wurfgeschossen zu trotzen, die auch zum Angriff dienten, mit „Bliden" zum Werfen von großen Steinen oder „Werken"; die Bezeichnung dieser Wurfmaschinen (Springal, Notstal u. a. werden erwähnt) sind zahlreich. Im Nahkampf trugen die Bürger Schwert, Pike und Hellebarde, der Adel und die reichen Bürger, mit Lanze und Schwert bewaffnet, dienten zu Roß. Dem Befehl des Rates hatten sie jederzeit folgezuleisten.

Auch die Bauhütten seien erwähnt, deren Bruderschaften besonderes Ansehen genossen. Strenge Gebräuche und seltsame, runenartige Zeichen hielten ihre uralte Weisheit, die vor jedem Fremden sorgsam verhehlt (verkahlt) wurde, lebendig. Aus dem Morgenlande soll dieses altarische Brauchtum gekommen sein; durch Glück und Not der Jahrhunderte heimlich gehütet, brauchte es das Abendland jetzt im Zeichen des Kreuzes. —

Nicht besser als den Städtebünden ging es den Ritterbünden. Das Rittertum war gänzlich in Verfall geraten: politisch durch die erstarkende Fürstengewalt, die bei der zunehmenden Geldwirtschaft die Mittel in die Hand bekam, sich ein besoldetes Beamtentum und ein ständiges Heer zu schaffen, — militärisch nicht bloß durch die neu aufgekommenen Feuerwaffen, sondern noch mehr durch die veränderte Taktik, welche auf der Wirkung der von den Landsknechten gebildeten großen Infanteriemassen beruhte, — wirtschaftlich infolge der wachsenden Geldwirtschaft, die den Kaufleuten (den „Pfeffersäcken", wie die Ritter spotteten), den Reichtum zuwandte, während die Ritter verarmten, und der Grundbesitz entwertet wurde, — und infolgedessen auch geistig und sittlich. Alles dies wirkte zusammen, das Rittertum zum Raubrittertum entarten zu lassen. Einungen, die wir unter den Rittern treffen, um die drohenden Schäden abzuwenden, haben das rollende Rad nicht aufhalten können.

Nur eine Gründung der Ritter hat sich lange gesund und kräftig erhalten, weil sie sich nicht bloß auf das Schwert, sondern auch auf ideale Grundlagen stellte, auf das Kreuz: der Deutsche Ritterorden, der die Verbreitung des Christentums in den heidnischen Ländern an der Ostsee sich zum Ziele setzte. Es war ein in neuzeitlichem Sinne straff eingerichteter und verwalteter Militärstaat, der gleichzeitig mit der Hansa seine höchste Blüte erreichte und mit dieser zur Förderung deutscher

Kraftentfaltung im deutschen Koloniallande Höchstes geleistet hat. Zur Zeit seiner Blüte umfaßte der Orden Pomerellen, Preußen, Kurland, Livland, Estland, also das ganze Gebiet von der pommerschen Ostgrenze bis nach Reval, sodaß er den südlich wohnenden slavischen Völkern, den Polen, Litauern und Russen, den Zugang zur Ostsee sperrte. Er hatte das Glück, eine Reihe hervorragender Hochmeister zu haben, als einen der gewaltigsten Winrich von Kniprode, und erstritt sich so eine Stellung als erste politische Macht. Er besiedelte das Land, indem er aus ganz Deutschland Einwanderer heranzog, und machte weite Strecken durch Deichbauten und Entwässerungsanlagen kulturfähig; gegen hundert Städte und an 1400 Dörfer sind vom Deutschen Orden gegründet. Das alte Preußen-(Pruzzen)volk verschwand völlig; aber je weiter nach Osten und Norden, um so geringer war die Zahl der sich festsetzenden Deutschen, sodaß diese doch nur eine schwache Oberschicht bildeten, was ihnen, als der russische Staat deutschfeindlich wurde, zum Verhängnis geworden ist.

Das eroberte Land wurde geschützt durch ein stets kampfbereites Heer, dessen Kern zwölftausend schwere Reiter bildeten, das niemandem als dem Hochmeister untergeben war. Eine feste Steuerwirtschaft sorgte für die nötigen Einnahmen. In den zahlreichen festen Burgen saßen die Ordensritter als „Gebietiger". Große Städte wie Danzig, Thorn, Königsberg erstanden unter seiner großartigen Herrschaft oder blühten dort, mit deutschem Stadtrecht begabt, auf. Die Marienburg, die stolzeste Burg des deutschen Ostens, legt noch heute Zeugnis ab von der hohen und reichen Kultur, die die Deutschritter geschaffen haben, und in vielen anderen, kleineren Städten sind Reste von Schlössern und Burgen erhalten, Zeugen einstiger Größe und Bedeutung. Aber auch hier setzte der Verfall ein. Als die eigentliche Aufgabe, die heidnischen Preußen und Litauer zum Christentum zu „bekehren", erfüllt war, erlagen die Ritter den Gefahren des wachsenden Reichtums: Üppigkeit, Laster aller Art und unkriegerische, unheldische Gesinnung („Pazifismus") rissen ein, und 1410 erlag das Ordensheer bei Tannenberg dem litauischen Großfürsten Jagiello. Wohl schaffte der zähe Mut Heinrichs von Plauen, des Verteidigers der Marienburg, einen günstigen Frieden, doch schritt die begonnene Entartung voran; die Städte riefen schließlich — schmachvoll genug, und ein Zeichen, daß die niedere Rasse bereits die Vorherrschaft der Arier überwunden hatte — den Polenkönig ins Land; seinem Schwerte erlag der Orden endgültig: der Friede zu Thorn (1466) nahm ihm weite Gebiete und machte der großen Geschichte dieses eigenartigen Staatsgebildes ein Ende. Wenn er auch noch längere Zeit auf beschränktem Gebiet sein Dasein fristete, seine Rolle war ausgespielt. —

Auch auf dem Gebiete des Rechts finden wir eine Vereinigung, die auf die herrschende Rechtsunsicherheit zurückzuführen ist: die Feme, die im 14. und 15. Jahrhundert namentlich in Westfalen große Bedeutung erlangte. Feme heißt Genossenschaft, dann Strafe. Hervorgegangen aus den alten Grafengerichten, hat sie sich ihren reichsunmittelbaren Charakter

stets bewahrt. Sie stand unter dem Vorsitz eines „Freigrafen" und hatte eine Anzahl von Schöffen als Beisitzer. Der Patronatsherr des Gerichts hieß „Stuhlherr". Sie bildete sich, um auswärts begangene schwere Verbrechen, deren Urheber sich ihrem ordentlichen Richter entzogen, zu sühnen und erkannte nur auf Freisprechung oder auf Tod durch den Strang. Sie hielt ihre Sitzungen in der Regel öffentlich und bei Tage, kannte auch ein „Notgericht" zur Aburteilung eines auf handfester Tat Ertappten, daneben aber auch — und das hat ihr die Berühmtheit verschafft — ein heimliches Gericht. Wer die Ladung der Feme an seiner Tür fand, dem half, mochte er noch so reich oder vornehm sein, nicht Geld, nicht Gewalt: er mußte sich stellen, und der Spruch der Feme, sei es Freispruch oder Todesurteil, wurde sicher vollstreckt. Um die „Wissenden", in deren Bund alle frei und ehelich geborenen Deutschen aufgenommen werden konnten, legte sich ein schwerer Eid, das Geheimnis der heiligen Feme streng vor jedermann zu verhehlen. Ein ergangenes Todesurteil wurde sofort durch Henken vollstreckt, neben den Gehenkten steckten die Schöffen ihren Dolch mit den Buchstaben S. S. G. G. (Strick, Stein, Gras, Grün), der geheimen Losung der Freischöffen. Später, als sie sich zahlreicher Übergriffe schuldig machte, und das römische Recht mit seinem klaren System zur Geltung gelangte, sank ihre Bedeutung, um allmählich ganz zu verschwinden.

Daß auch die Bauern sich zu Bünden zusammenschlossen, um sich gegen die Übergriffe ihrer Herren zu wahren, wurde schon erwähnt; Erfolg hatten sie nicht, vielmehr wurde der Druck immer ärger. Es sei hier nur einer ursprünglich ebenfalls rein bäuerlichen Vereinigung gedacht, die sich zu einem großen politischen Staatsgebilde ausgewachsen hat: der Schweizer Eidgenossenschaft. Die Grafen von Habsburg hatten die Vogtei in Uri, Schwyz und Unterwalden und waren bemüht, die Reichsvogtei zur Landesvogtei umzubilden, also sich als Landesherren vom Reiche unabhängig zu machen. Dagegen schlossen die drei Urkantone (1291) den „ewigen Bund". Ihre Privilegien wurden ihnen von mehreren deutschen Königen bestätigt, 1315 schlugen sie bei Morgarten den Herzog Leopold, was einen schweren Schlag für die damals gegen Ludwig den Bayern kämpfenden Habsburger bedeutete, und erneuerten den ewigen Bund, der sich nun durch Hinzutritt anderer Kantone erweiterte. Ihre wachsende Macht verwickelte die Eidgenossen in neue Kämpfe mit Österreich: bei Sempach waren sie wiederum siegreich (1386), was eine weitere Stärkung zur Folge hatte. Aus diesem Bunde ist schließlich die heute als wohlgeleitetes Staatswesen bestehende Schweiz hervorgegangen.

Die größte und nachhaltigste Bedeutung für die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands hat — abgesehen von der kolonisatorischen Bedeutung des Deutschen Ordens — die deutsche Hansa gehabt, deren einstiges Dasein noch heute nachwirkt. Der Name bedeutet Schar oder Gemeinschaft. Ihr Ziel war gegenseitiger Schutz, veranlaßt durch die Not der Zeit. Wer mit seinen Waren in Todesgefahr auf wildem, von

Seeräubern bedrohtem Meere oder auf unsicherer Straße dahinfuhr, wer sich, um Gewinn aus seinem Handelsgeschäfte zu ziehen, den Anstrengungen einer weiten Reise unterzog, wo ihn fremde Völker ohne christliche Gesittung, neidische Landsleute bedrohten, schlechte Wege und Unterkunft, eine ungeheuerlich bunte Mannigfaltigkeit in Maß, Münze und Gewicht auf Schritt und Tritt verfolgten, der spürte ein Bedürfnis, sich mit Schwurgenossen zu gemeinsamer Abwehr der drohenden Gefahren, zu gemeinsamem Schutz der eigenen Belange zusammenzuschließen. Auf dieses natürliche Streben ist der Hansabund zurückzuführen, ein privater Verein von Städten. Er hat sich zu ungeahnter Kulturblüte emporgeschwungen, hat die Räuber der Landstraße und der See bekämpft, das Beute- und Strandrecht vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strande und auf unwirtlicher Heide, hat christlichen Glauben und Bildung in ferne Länder getragen und deutschem Wesen, deutscher Gesittung den Weg zum Siege geöffnet. Und das alles geschah zu einer Zeit, als Kaiser, Landesherren und Ritter eigennützig ihre eigenen Ziele verfolgten, in Fragen der weitausschauenden Politik aber kläglich versagten.

Entwickelt hat sich der Bund aus den kleinsten Anfängen: 1226 gingen Lübeck und Hamburg ein Bündnis über das Recht freien Handelsbetriebes ein, welches bald auf gegenseitige Hilfeleistung gegen äußere Feinde ausgedehnt wurde. Ähnliche Bündnisse schlossen noch andere Städte, so (1293) Lübeck, Stralsund, Greifswald, Wismar und Rostock unter Erneuerung eines alten Bundes, der ausgesprochen zum Besten „des gemeinen Kaufmanns" zunächst auf drei Jahre geschlossen, dann immer wieder verlängert war. Die Städte verpflichteten sich, im Notfalle 30 bis 100 Bewaffnete zu stellen. Auch die in den neukolonisierten Ländern — Preußen, Kur-, Liv- und Estland — gegründeten Städte (Danzig, Memel, Riga, Dorpat) schlossen sich zusammen und suchten Anlehnung an jene Bündnisse.

Die Notwendigkeit eines festen Zusammenschlusses hatte sich aber auch aus politischen Gründen fühlbar gemacht. Die dänischen Könige strebten nach der Alleinherrschaft über die Ostsee, anfangs mit Erfolg, wurden aber (1227) bei Bornhöved von den Städten geschlagen, mit dem Ergebnis, daß sie das besetzte Küstengebiet wieder herausgeben mußten. Unter weiteren Kämpfen auch gegen Norwegen erlangte die Hansa eine Handelsniederlassung in Bergen mit wichtigen Vorrechten und das Recht der Fischerei an den Küsten von Schonen; der Handel dehnte sich bis nach Frankreich, England, Flandern, Norwegen, Schweden, Dänemark und Rußland aus. So wurde aus einem bloßen Schutzbunde ein Handelsbund, dem sich auch Binnenstädte wie Berlin, Braunschweig, Erfurt, Soest und andere anschlossen; bis über den Rhein hinaus reichte der Zusammenschluß. Vorort des Bundes war und blieb Lübeck. Der Bund zerfiel in Drittel („Quartiere"): das wendische, das westfälisch-rheinische und das holländische, doch mit wechselnden Namen und Grenzen. All-

jährlich fanden Hansetage in Lübeck zur Beratung wichtiger gemeinsamer Angelegenheiten statt. Die Form des Bündnisses war sehr lose; trotzdem herrschte bei der Gemeinsamkeit der Ziele ein fester Zusammenhang. So wurde der Bund auch eine ausschlaggebende politische Macht, und jedes Mitglied — es waren über hundert Städte — genoß die Früchte. Den gemeinsamen Namen Hansa führte der Bund seit Mitte des 14. Jahrhunderts.

Diese Blüte der Hansa war zunächst in den äußeren Umständen begründet. Die Ostsee bildete den Mittelpunkt eines großen Teils des europäischen Handels: Tuche, Leinen und andere Gewebe, Gold- und Silberarbeiten und sonstige Kunstgewerbesachen sowie deutsche Biere wurden eingehandelt gegen italienische und orientalische Handelsartikel und Naturerzeugnisse, wie Holz, Teer, Felle, Pelze. Besonders der Hering, der an der Küste Schonens zu laichen pflegte, bildete einen wichtigen Handelsartikel, und die Städte legten eigene Niederlassungen, sogenannte „Vitten", zur Unterhaltung dieses Betriebes an. Der Salzhering, als Fastenspeise sehr geschätzt, hatte seine Hauptabnehmer in Deutschland, aber auch in England, Flandern und Frankreich. Auch die politischen Verhältnisse — neben der Schwäche der kaiserlichen Gewalt die Schwäche des von Mongolen beherrschten Rußland, die fortwährenden Kriege der drei nordischen Reiche miteinander, der lange Krieg zwischen Frankreich und England — begünstigten ein Aufblühen. Vor allem aber war es der kraftvolle Hanseatengeist, der sich in Unternehmungslust, zäher Ausdauer und klugem Geschäftssinn zeigte. Die Hansa half den stets verschuldeten englischen Königen mit erheblichen Vorschüssen, sie hielt es in den nordischen Kriegen bald mit dieser, bald mit jener Partei und sicherte sich dadurch erhebliche Vorteile: freies Geleit für Personen und Waren, Rechtssicherheit in bürgerlichen Streitigkeiten, zum Teil durch eigene Gerichte, die sie selbst bestellte. Sodann erreichte sie in weiterem Umfange die Befreiung von Zöllen oder doch wenigstens ihre Ermäßigung, sowie das alleinige Recht, mit gewissen Waren allein Handel zu treiben, Freiheit von Brücken- und Hafengeld usw.

Zur gründlichen Ausbeutung solcher Rechte errichteten die Hanseaten überall „Komtore", so in London den „Stalhof" (stalen heißt eine Ware prüfen), die Guildhall und viele andere. In diesen Komtoren fand nicht etwa ein gemeinsamer Ein- und Verkauf von Waren statt, vielmehr trieb jedes Mitglied seine Geschäfte auf eigene Hand. Die Hansa sorgte dafür, daß der Kredit der deutschen Kaufleute im Auslande erhalten blieb, indem sie jedes unreelle Gebahren ahndete, und wachte eifersüchtig über die Beachtung der verliehenen Vorrechte. Das Komtor umfaßte eine Anzahl Höfe, je nach der Herkunft der Mitglieder, deren jeder eine Art Familie bildete; ein „Rat der Achtzehn" leitete die meist mehrere Tausende von Personen umfassende Gemeinschaft. Neben ernsten Beschäftigungen kam auch der derbe Genußsinn des Mittelalters oft zur Geltung: Belustigung,

Spiele, allerlei Schabernack bei Aufnahme neuer Mitglieder zeigen das. Strenge Aufsicht herrschte über Güte und Maß der feilgebotenen Waren; Fremde, d. h. Nichtangehörige des Bundes, waren vom Handelsverkehr ausgeschlossen, hanseatische Schiffe durften nicht an Fremde verkauft werden. Kein Wunder, daß sich die meisten Städte danach drängten, in die Hansa aufgenommen zu werden. Kein Wunder aber auch, daß sich gegen diese scharfen Maßnahmen der Widerspruch Fremder regte. So mußte die Hansa die Befolgung ihrer Gebote oft mit Gewalt erzwingen, und sie tat das mit hartem Eigennutz und eiserner Folgerichtigkeit, solange sie die Macht hatte, konnte aber schließlich doch nicht hindern, daß Engländer und Holländer in die Ostsee eindrangen und ihren Anteil, namenltich an dem Getreidehandel der Ostseeländer, verlangten. Überhaupt war dies eigenmächtige und eigensüchtige Handelssystem der Hansa nur haltbar, solange es den anderen Nationen nicht gelang, sich von ihr unabhängig zu machen. Das geschah aber namentlich in den skandinavischen Reichen, besonders in Dänemark, das unter zielbewußten Königen selber nach der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft über die Ostsee strebte. Besonders spitzte sich der Kampf zu, als Waldemar IV. Atterdag[15], ein zäher, kluger, aber treuloser Mann, auf dem Throne saß. Mitten im Frieden überfiel er (1361) das reiche und blühende Wisby auf Gothland und legte den Bewohnern eine schwere Schatzung auf. Da segelte eine stolze Flotte, geführt von dem Lübecker Bürgermeister Johann Wittenborg, in den Sund, nahm auch Kopenhagen, erlitt dann aber eine schwere Niederlage. Zahlreiche Tote und Gefangene, sowie der Verlust großen Gutes waren zu beklagen; Wittenborg mußte das Unglück mit dem Kopfe büßen. Aber den Städten brannte diese Niederlage auf der Seele, zumal Waldemar, in dem der alte normannische Räubergeist wieder erwachte, sich immer neue Bedrückungen zuschulden kommen ließ, die den Handel ernstlich gefährdeten. Da vereinigte die Bedrohten auf dem Hansatage zu Köln ein großer Entschluß: 77 Städte beschlossen den Kampf und wenn Waldemar den Fehdebriefen auch mit Hohn begegnete[16], und um Hilfe bei den deutschen Fürsten, beim Hochmeister des Deutschen Ordens, beim Polenkönig, beim Kaiser Karl IV. buhlte, so konnte er doch dem siegreichen Vordringen der Städte nicht widerstehen. Er mußte sich beugen und zum Frieden von Stralsund (1370) bequemen, der ihn ganz in die Hand der Hansa gab und dieser vollen Schadenersatz gegen Verpfändung schonischer Schlösser und Vogteien sicherte; ja, es wurde

[15] Atterdag = andern Tags, mit der Bedeutung: „Kann ich es heute nicht durchführen, dann andern Tags; ich vergesse nichts." Atterdag ist der geschichtliche Name Waldemars IV. geworden, da er sich dieser Redewendung oft bediente und danach handelte.

[16] Eine alte Reimchronik läßt ihn bei Überreichung der Fehdebriefe spotten:
„Säben und säbentig Hansen
Sünd säben und säbentig Gansen,
Wenn mi man de Gansen nich bieten,
Nah den Hansen frag' ik nich en Schieten."

bestimmt, keiner dürfe König in Dänemark sein, der der Hansa nicht genehm wäre. So hatte sich die Hansa als erste politische Macht des Nordens erwiesen. Der Bund wurde Berater und Schiedsrichter in allen Fragen des europäischen Nordens; er stand um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert in seiner höchsten Blüte.

Nach Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter einem Zepter (durch die Kalmarer Union 1397) gestaltete sich die Lage ungünstiger, denn die Unionskönige begünstigten die Holländer, auch noch, als die Union wieder zerfallen war, und oftmals hatte die Hansa mit Dänemark zu kämpfen. Wenn dies schon schwer auf dem Bunde lastete, so kamen andere Kräfte hinzu, den Niedergang zu beschleunigen: der allmähliche Übergang des Welthandels vom engen europäischen Gebiet in die weite Welt nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die überhandnehmende Seeräuberei, das Aufblühen der Fürstenmacht, nicht zuletzt durch Aufnahme des Römischen Rechts, sowie die Tatsache, daß — aus unbekannten Gründen — der Hering seinen Zug von den schonenschen Küsten nach Norwegen verlegte, so daß das Geschäft mit diesem wichtigen Handelsartikel stark eingeschränkt wurde. So ging es mit der Hansa und ihrer Bedeutung bergab. Das Jahr 1536, in dem Jürgen Wullenweber und Marx Meyer von Lübeck bei ihrem Unternehmen, den alten Glanz des Bundes wiederherzustellen, von den nordischen Reichen gestützt wurden, — sie büßten ihr Unternehmen mit dem Kopfe — kann man als das Todesjahr der Hansa bezeichnen. Ansehen und Macht sanken rasch. Auch wo die anfangs vertriebenen alten Ratsgeschlechter wieder ans Ruder kamen, kam der alte Geist nicht mehr zurück: Engherzigkeit, Spießbürgertum und kleinlicher Krämersinn traten an seine Stelle. Dagegen blühte der holländische Handel gewaltig auf. Auch im Osten erlitt die Hansa schwere Einbußen, das Ordensland kam, wie berichtet, durch den unseligen Vertrag zu Thorn (1466) unter die Lehnshoheit Polen; Nowgorod, die östliche Niederlassung, wurde durch den Zaren erobert.

Die weiteren Geschicke des Bundes seien, wenn sie auch in eine spätere Zeit fallen, hier kurz angedeutet: Amsterdam wurde Welthandelsmarkt, die Holländer sperrten die Rhein- und Scheldemündung und bemächtigten sich des Ostseehandels, in England verdrängten die englischen Tuche die fremden, so daß der Stalhof als überflüssig geschlossen werden konnte. Die Mitglieder waren Ende des 16. Jahrhunderts so säumig in der Entrichtung ihrer Mitgliedsbeiträge, daß der Bund kaum die Gehälter für seine Angestellten aufbringen konnte, und die Stürme des großen Krieges (1618—48) haben ihn völlig gesprengt. 1630 fand der letzte Hansetag in althergebrachter Weise, 1669 überhaupt die letzte Zusammenkunft statt. Sie war schwach besucht, ein Beschluß kam nicht zustande, — das letzte Wort der einst so mächtigen Gemeinschaft war in leere Luft gehaucht, und nur der Name lebt weiter als stolzer Zeuge einer großen Vergangenheit. Aber in unserm Volke leben noch — man

denke an die Helden der „Iltis“ 1896 und die Seeschlacht von Skagerrak 1916! — die Eigenschaften, die sie gründeten und mit stolzem Leben füllten.

Am Ende des Mittelalters (um 1500) bestand also zwar der alte Hansabund noch, aber sein Stern war bereits im Sinken, und die Holländer, die sich an den Mündungen von Rhein und Schelde ein Dasein in breiter Behaglichkeit gebaut hatten, rüsteten sich, seine lachenden Erben zu werden und mühelos zu ernten, was er mit Mühe und in schwerer Arbeit gesät hatte.

Achter Abschnitt:

Das Zeitalter der kirchlichen Kämpfe

(1517—1648)

Aus dem großen Kampfe zwischen Kaiser und Papst war dieser als Sieger hervorgegangen, aber gegen seine überspannten Ansprüche auch auf die weltliche Herrschaft hatte sich — ein Zeichen erwachenden nationalen Lebens — Widerspruch geregt: die Kurfürsten hatten sich bei Rense (1338) die Einmischung des Papstes in die Königswahl verbeten. Weiter wurde die päpstliche Macht durch das „babylonische Exil" geschwächt: Philipp IV. von Frankreich hatte als Antwort auf Bann und Interdikt den Papst gefangen setzen lassen, worauf die Kurie (= Hof, nämlich der Hof, die Verwaltung der Kirche) ihren Sitz nach Avignon verlegte, und nach Beendigung des Exils wurden die Kräfte in dem großen Schisma (Kirchenspaltung) geschwächt: zwei Päpste bekämpften einander, belegten sich und ihre Anhänger gegenseitig mit dem Bann, und als das Konzil zu Pisa (1409) beide absetzte und einen neuen Papst einsetzte, jene aber nicht abdankten, wurde die Verwirrung nur vermehrt. Aber auch die Achtung vor der päpstlichen Gewalt sank infolge der furchtbaren Sittenverwilderung und rücksichtslosen Steuerpolitik der Kurie. So brach sich endlich die Anschauung Bahn, nicht der Papst sei höchste Autorität der Kirche, sondern ein allgemeines Konzil, und den Bemühungen Kaiser Sigismunds gelang es, ein solches in Konstanz zustande zu bringen (1414 bis 1418). Politisch wurde es wichtig, weil 1415 der Hohenzoller Friedrich von Nürnberg mit der Mark belehnt wurde; in der Hauptsache aber drehte es sich um geistliche Dinge: es machte dem Schisma ein Ende und verurteilte den tschechischen Rektor der Prager Universität Johann Hus, der Ohrenbeichte, Heiligendienst und die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi beim Abendmahl („Transsubstantiation") leugnete und in Böhmen eine große kirchlich-national-soziale Bewegung entfaltet hatte, zum Feuertode, der auch trotz feierlich gelobten freien Geleits durch den Kaiser vollstreckt wurde. Die Aufgabe aber, das unsittliche Leben und Treiben der Geistlichen, zumal in den Klöstern, die fortwährenden Eingriffe der Kurie in die deutschen Kirchenverhältnisse sowie die fortwährende Schröpfung der Deutschen durch die Kirche abzustellen, wurde nicht erfüllt; auch das Konzil zu Basel (1431 bis 1449) schuf keine Besserung. Das erregte in Deutschland ungeheuren Haß, denn dort war gerade eine neue Geistesrichtung, die schon Italien (namentlich Florenz unter den Medici und Rom) erobert hatte, im Auf-

blühen: der *Humanismus*. Die Persönlichkeit der einzelnen Völker, die durch die allumfassende („universale") Macht des Kaisertums vernichtet war, erwachte von neuem als nationales Bewußtsein, und die Einzelpersönlichkeit, die im Mittelalter gegenüber den großen Gemeinschaften nichts galt, gewann ihren Wert zurück: sie machte sich los von dem in Glauben und Sitte, Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft Überlieferten und fand hierbei ihre Stütze im Humanismus, der sich in Deutschland in ernstester Ausprägung zeigte: Ulrich von Hutten erhob in glühender Vaterlandsliebe scharfe Angriffe gegen das Papsttum, das die deutsche Nation aussauge und mißhandle, und fand den jubelnden Beifall des Volkes.

Auf diese Tatsache stützte sich die *Reformation*, die Martin Luther durch seinen Thesenanschlag (1517) in Lauf setzte. Beschwichtigungsversuche von seiten der Kirche mißglückten: die Leipziger Disputation mit Dr. Eck gab Luther Anlaß, die Autorität der höchsten kirchlichen Macht, der Konzilien, zu bestreiten und so den Bruch mit Rom zu vollziehen. Auf seine weit verbreiteten Schriften gestützt, konnte er es wagen, die gegen ihn gerichtete Bannbulle zu verbrennen, und auf dem Reichstage zu Worms (1521) vor Kaiser und hohen Geistlichen gegenüber der Autorität der Kirche das Recht des Gewissens zu vertreten. Das war eine weltgeschichtliche Tat: die Seele des einzelnen siegte über den von einer Gemeinschaft gegebenen Zwang. Der Kaiser Karl V., mehr Ausländer[17] als Deutscher, streng katholisch erzogen, verhängte die Reichsacht; in der ihm hierdurch aufgezwungenen Ruhezeit auf der Wartburg brachte Luther sein vielleicht größtes Werk, die Bibelübersetzung, zustande. Die Kämpfe des Kaisers mit Frankreich wegen der alten Reichskammerländer in Italien und gegen die immer wieder sich erhebende Türkengefahr hielten den Kaiser fern und begünstigten den Fortgang der Reformation, die auf dem Reichstage zu Speyer (1526) den Beschluß errang, bis zu einem allgemeinen Konzil solle jeder Stand sich so verhalten, wie er es vor Gott und Kaiser verantworten könne, während die an die Fersen der Reformation sich heftenden revolutionären Bewegungen — der Wittenberger Radikalen, die Luther selbst bändigte, der Ritterschaft und der Bauern, die die Fürsten niederschlugen, — hemmend wirkten. Als aber der Kaiser siegreich aus dem Feldzuge gegen Franz I. von Frankreich zurückkehrte, beschloß er der Ketzerei in Deutschland ein Ende zu machen. Der zweite Speyerer Reichstag (1529) hob den Beschluß von 1526 auf und beschloß scharfes Vorgehen gegen die Reformation, wogegen die Evangelischen Protest erhoben: sie wurden „Protestanten". Und der Augsburger Reichstag (1530), auf dem Melanchthon die „Augsburger Konfession" niederlegte, bestätigte das die Reformation verdammende Wormser Dekret.

[17] *Stammbaum:*

Ferdinand v. Aragonien — Isabella v. Kastilien	Maximilian I. — Maria v. Burgund
Juana, die Wahnsinnige	Philipp

Karl V.

Inzwischen aber hatte die Reformation große Fortschritte gemacht, fast ganz Norddeutschland und ein Teil Süddeutschlands waren ihr gewonnen; zum Schutze gegen den kaiserlichen Unterdrückungswillen bildete sich der Schmalkaldische Bund, der aber 1547 bei Mühlberg eine Niederlage erlitt. Jetzt suchte Karl als Sieger die kirchliche Frage selbständig zu lösen; doch konnte er nicht hindern, daß auf dem Augsburger Reichstag (1555) die Reformation ihre reichsgesetzliche Anerkennung erhielt. Karl, dessen Lebensaufgabe gescheitert war, dankte ab, und seine Nachfolger, Ferdinand I. und Maximilian II. achteten die Verträge. Der Protestantismus machte riesige Fortschritte, nur ein Zehntel Deutschlands war noch katholisch.

Da setzte unter dem jesuitisch erzogenen Rudolf II. (1576—1612) die Gegenreformation ein, die in dem von dem spanischen Ritter Loyola gestifteten, dem Papste zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten Jesuitenorden, dessen einziges Ziel war, den Katholizismus mit allen Mitteln zu stärken, eine wirksame Stütze fand. Auch die Inquisition — d. h. Untersuchung, nämlich Aufspürung und Bestrafung der Ketzer — und das Tridentiner Konzil (1545—63), das das hierarchische Gebäude neu begründete und befestigte, wirkten in diesem Sinne. Dagegen litt der neue Glaube unter der Uneinigkeit der protestantischen Geistlichen, denen ein fester Mittelpunkt, der dem Papsttum zu vergleichen wäre, fehlte, und die ihre Kräfte in dogmatischen Streitigkeiten verzehrten. Der dem Kaiser Mathias abgetrotzte Majestätsbrief, der den Böhmen freie Religionsübung versprach, wurde vielfach nicht beachtet, Westfalen, Steiermark, Kärnthen, Krain wurden dem Katholizismus zurückgewonnen, der von den Protestanten gegründeten „Union" wurde die katholische „Liga" entgegengesetzt. Der lange drohende Ausbruch kam 1618, dreißig Jahre wütete der Krieg, die katholischen Kaiser (Ferdinand II. und III.) kämpften gegen die Fürstengewalt, und 1630 war Ferdinand dank der Feldherrenkunst Wallensteins nahe an der Verwirklichung unumschränkter Kaisermacht, als die Fürsten Wallensteins Entlassung durchsetzten, und der streng protestantische Schwedenkönig Gustav Adolf in die deutschen Geschicke eingriff, in der Absicht, die Herrschaft über die gesamte Ostseeküste zu erwerben. Sein Eingreifen und seine Siege haben den Protestantismus gerettet, sein Tod (bei Lützen 1632) bewahrte Deutschland vor der völligen Abhängigkeit von Schweden. 1648 endete der unselige Krieg, der Deutschland nach dreißigjährigem Weh verwüstet zurückließ. Im Westfälischen Frieden, der Deutschland stark schwächte, weiter Gebiete und seiner führenden Stellung in Europa beraubte, nahm Frankreich Metz, Toul, Verdun und große Teile des Elsaß, — Schweden erhielt Vorpommern und Rügen nebst einem Streifen an der Ostseite des Stettiner Haffs, Bremen und Verden, ferner die Herrschaft über die Mündungen der Oder, Elbe und Weser. Die Schweiz und die Niederlande wurden selbständige Staaten, auch der Rhein damit dem deutschen Einfluß entzogen. An die Stelle der kaiserlichen Zentralgewalt, die nur den kaiserlichen Namen übrig ließ,

trat ein Bund selbständiger Staaten; Frankreich und Schweden bürgten für die Erfüllung dieser Bestimmungen und konnten sich jederzeit in die deutschen Verhältnisse einmischen. Das einst so blühende Reich war — genau wie heute — versklavt und ein Spielball fremder Mächte.

In der Reformation haben nicht bloß kirchlich-religiöse Strömungen, sondern auch wirtschaftliche, soziale und politische Bestrebungen durcheinander gewirkt, aber der Schwerpunkt der geschichtlichen Entwicklung lag doch auf religiös-kirchlichem Gebiet. Weil Kaiser und Fürsten, Konzil und Papst die allseitig verlangte „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" nicht durchzuführen vermochten, übrigens auch kaum den ernsten Willen dazu hatten, hatte das Volk die Aufgabe selbst in die Hand genommen. Diese Bewegung war stark genug, um alle Hemmungen aus dem Wege zu räumen, — aber nicht stark genug, um ganz Deutschland von der Kirche, mit der es mit tausend Fäden verwoben war, loszureißen. So blieb die Bewegung mitten auf dem Siegeswege stecken und verlief sich; es trat eine Spaltung der Nation in zwei scharf von einander getrennte Teile ein, und der Gegensatz „hie katholisch, hie evangelisch (protestantisch, reformiert, kalvinistisch)" beherrschte so stark das ganze Leben der Deutschen, daß nichts anderes dagegen aufkam. Die Frage des Bekenntnisses stand hoch über der politischen und nationalen Frage.

Diese Kämpfe haben der Bewegung ungeheuer geschadet und ihre volle Auswirkung verhindert. So müssen wir, wenn wir die Ergebnisse der Reformation zusammenfassen, leider bekennen, daß sie dem deutschen Volke nicht alles gehalten hat, was sie anfangs versprach. Wohl hat sie das Große gebracht, daß die eigene Gewissensüberzeugung über alle weltliche Satzung gestellt wurde, aber es bildete sich dann anstelle der freien religiösen Überzeugung und Selbstbestimmung ein engherziger Dogmatismus aus, und die Anhänger der verschiedenen Lehrmeinungen bekämpften sich wie nur je zwei Gegner sich bekämpft haben: hatte doch auch Luther die Wahrheit als etwas Feststehendes (Absolutes) angesehen, das der Mensch sich zwar nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch Gottes Gnade erringen könne, das aber durch persönliche Glaubensüberzeugung nicht beeinflußt werden dürfe.

Auf **politischem Gebiet** sehen wir, nicht als unmittelbare Folge der Reformation, aber doch sich an sie anschließend, eine heillose nationale Zersplitterung. Das lag nicht an Luthers großer Tat, ohne die wir keinen Kant, keinen Goethe und Schiller, Arndt und Fichte, aber auch keinen Friedrich, keinen Bismarck und demnach kein Deutsches Reich gehabt hätten, sondern daran, daß das deutsche Volk in der vielleicht größten Stunde seiner Geschichte einen Ausländer als Kaiser hatte, und daß es mit Ausnahme des Großen Kurfürsten in jenen zwei Jahrhunderten keinen hervorragenden politischen Kopf hervorgebracht hat, Luther vielmehr sein Werk oftmals unfähigen, ja unwürdigen Händen anvertrauen mußte.

Das **Kaisertum** hatte, wie wir sahen, längst seinen alten Glanz eingebüßt, wenn auch der kaiserliche Name noch immer Achtung einflößte: an seine Stelle waren die Fürsten getreten, die eigensüchtig ihre Hauspolitik verfolgten. Sie waren zu mächtig geworden, als daß sie dem Kaiser treu ergebene Vasallen gewesen wären und ihre Belange denen von Kaiser und Reich nachgesetzt hätten, und doch wieder nicht mächtig und oft auch nicht einsichtsvoll genug, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation durchführen zu können. So hatte das Kaisertum schon, als die Reformation begann, viel an Macht eingebüßt, — nach Beendigung des großen Glaubenskrieges hatte es seine Rolle nahezu ausgespielt: Deutschland war nur noch ein geographischer Begriff; es war aufgelöst in zahlreiche kleine Staatsgebilde (wenn man alle reichsunmittelbaren Städte, geistlichen Herrschaften und Reichsritter mitzählt, waren es weit über tausend), die ihre eigene Politik verfolgten, selbständig über Krieg, Frieden und Bündnisse verfügten, und nur darin beschränkt waren, daß sich ihre Unternehmungen nicht gegen Kaiser und Reich richten durften.

Im **Kriegswesen** hatte das Söldnertum seinen Höhepunkt erreicht, namentlich unter Wallenstein, der ein großes, völlig organisiertes Heer aus aller Herren Ländern zusammenbrachte; nicht das Ziel des Krieges, nicht Zugehörigkeit zu einer Nation, sondern die Person des Feldherrn band die Truppen an seine Fahne. „Der Krieg ernährt den Krieg", wurde Grundsatz; jedem Truppenteil war es überlassen, für seine Unterkunft und Verpflegung zu sorgen. (Schillers „Wallensteins Lager" gibt ein treffliches Bild dieser Zustände.) Immerhin war noch Zucht im Heere, — in der Armee Gustav Adolfs sogar strenge Manneszucht und frommer Glaube, — und erst im letzten Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, als diese beiden großen Feldherren tot waren, wurde Deutschland der blutgedüngte, allen Verwüstungen ausgesetzte Schauplatz des Kampfes. Furchtbare Greuel, unerhörte Mißhandlungen und Tötung Wehrloser, mutwillige Zerstörung von totem und lebendigem Eigentum, Vernichtung von Kunstwerken, Schändung und Vergewaltigung von Frauen und Jungfrauen waren an der Tagesordnung, und der geworbenen Soldateska — auf kaiserlicher Seite meist spanischen, kroatischen und sonstigen fremden Landsknechten — war der Krieg lediglich ein Mittel, zu plündern, Beute zu machen und auf Kosten der unglücklichen Bürger und Bauern zu schwelgen. Die Führer selbst waren teils durch die lange Gewohnheit des Feldlebens verwildert, teils wagten sie nicht, um nicht die Wut der Soldateska auf sich zu lenken, diesem Treiben Einhalt zu tun. Es kam hinzu, daß es geradezu zum Zweck der Kriegführung wurde, durch Verwüstung und Plünderung der Länder die Hilfsquellen des Gegners zu erschöpfen.

Die **Städte** standen noch immer in Blüte, Handel und Gewerbe und alle friedliche Tätigkeit stieg mehr und mehr in der Achtung, sie waren reich geworden und wußten den Reichtum zu nutzen. Aber der starr konservative Sinn, der sich allen Neuerungen verschloß, der sich

namentlich im Norden Deutschlands den demokratischen Zielen der Zünfte kräftig widersetzte, hatte einen eigenwilligen Geist erzeugt, und die Folge der mangelnden Aufsicht durch die Bürgerschaft war eine starke Verlotterung im Stadtregiment geworden. Unordnung in der Verwaltung, namentlich im Finanzwesen, Familien- und Sippenbegünstigung und infolgedessen Familienfeindschaften und -kämpfe, und auf seiten der Bürger Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zeigten sich überall.

Und doch hat gerade auch auf politischem Gebiet die Reformation Großes geleistet, was auch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges nicht haben rauben können, und was nun unbestrittener Bestandteil des politischen Lebens geworden ist: sie hat das sittliche Wesen des Staates vor dem religiösen Gewissen der Zeit begründet. Das Mittelalter sah im Staate eine rein weltliche Macht, die noch dazu in stetem Kampfe mit der kirchlichen Gewalt lag, die sich ständig bedroht sah von dem staatlichen Verlangen nach Selbständigkeit und freier Selbstbestimmung. Das ging so weit, daß kirchliche Schwärmer jede Obrigkeit abschaffen wollten, wie die Schwarmgeister in Münster und Zwickau, die hierin und in ihrem gewalttätigen Gebaren dem neuzeitlichen Bolschewismus nicht unähnlich waren. Diesen beiden einander gegenüberstehenden und sich durchkreuzenden Staatsauffassungen setzte Luther ein Doppeltes entgegen: Gott steht hinter dem Staat, d. h. eine Obrigkeit muß sein, sie ist aus sich selbst berufen und bedarf nicht erst der Rechtfertigung durch die Kirche, — und weiter: jeder fühlt sich der Obrigkeit gegenüber sittlich gebunden, aber auch die Obrigkeit muß ihren Beruf ausfüllen im Sinne der sittlichen Bindung; auch der höchste Träger dieser Staatsmacht ist hineingestellt in diese Bindung. So kommt es, daß auch zur Zeit der absoluten Fürstenmacht der deutsche Fürst etwas ganz anderes ist als der romanische: dem Satze Ludwigs XIV. „Der Staat bin ich" („l'État c'est moi") setzte später Friedrich der Große das Wort entgegen: „Der König ist der erste Diener des Staates." Dieses Wort ist eine Auswirkung der Reformation, die, wie ihre meisten Folgen, sich erst im Laufe langer Jahre zeigte.

Für die weitere Entwicklung des Landesfürstentums war fortan zum Teil das Ausland maßgebend: insbesondere gaben Elisabeth von England (seit 1558) und der Minister Sully (unter Heinrich IV. von Frankreich, seit 1589) das Beispiel einer Regierung, welche neben der Kräftigung der landesherrlichen Gewalt doch vornehmlich das Wohl der Untertanen im Auge hatte. Kraftvolle Fürsten suchten daher teils aus Streben nach Macht, teils aus Freude am Alleinregieren, oft aber auch aus landesväterlicher Gesinnung den Einfluß der Stände, die im ganzen doch nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten, auszuschalten und, vom Römischen Recht hierin unterstützt, selbst die Regierung zu führen. Sie bedurften dazu oberster Verwaltungs- und Justizbehörden, deren Räte auf einer der neu erstandenen Universitäten im Rechtsstudium vorgebildet

waren. Namentlich wurden diese Stellen vom Adel bekleidet, für dessen Nachwuchs sich dadurch, da es für die Ritter keine naturgemäße Beschäftigung mehr gab, ein neues Feld der Tätigkeit bildete. Diese „Landesregierungen" hatten für die verschiedenen Zweige der Tätigkeit eine „Kammer", so für die Finanzverwaltung, für die Domänen usw. und ein eigenes höchstes Gericht, das in ihrem Namen und Auftrage Recht sprach. So wurde in Brandenburg 1604 ein „Geheimer- oder Staatsrat" eingesetzt; für die Verwaltung der Domänen und zur Erhebung der sogenannten Kriegssteuern bestanden besondere Amtskammern und Kriegskommissariate, die später zu einer Generaldomänenkommission und zu einem Generalkriegskommissariat vereinigt wurden. Die Erhebung der landesherrlichen Einnahmen geschah durch Rentmeister, die Rechtsprechung nur durch gelehrte Richter. Und wie in Brandenburg, so geschah es auch in einigen anderen Staaten, so in Sachsen, wo „Vater August" und „Mutter Anna" ein vorbildlich patriarchalisches Regiment führten (16. Jahrhundert) und in einer Landesordnung allerlei sicherheits- und wohlfahrtspolizeiliche Vorschriften — gegen Wucher, hohes Spiel, Kleiderluxus, Bettelei, über Höchstpreise, Arbeitslöhne usw. — erließen, und in Gotha, wo Ernst der Fromme (17. Jahrhundert) eine wohlgeordnete Verwaltung einführte und sich väterlich seiner „Landeskinder", namentlich des Schulunterrichts und der Landwirtschaft annahm. So bildete sich für die Wahrnehmung der mannigfaltigen Verwaltungsgeschäfte ein besonderer Stand, der Beamtenstand, heraus, der, soweit die Ämter mit Adligen besetzt wurden, sich neben den Adel stellte. Der Einfluß der Stände wurde immer mehr zurückgedrängt. Es liegt auf der Hand, daß das nicht reibungslos geschah; die Stände sahen die Tätigkeit der Beamten, oft mit Recht, als Eingriff in ihre althergebrachten Rechte an, und lange bestanden (in den beiden Mecklenburg noch bis 1918) die alte Ständeverfassung und eine sich dem neuzeitlichen Geiste allmählich anpassende Landesverwaltung nebeneinander.

Endlich war dem Landesfürstentum eine neue Aufgabe zugewachsen: die kirchliche Verwaltung. Luther hatte unter dem Zwange der Verhältnisse seinen anfangs verkündeten Grundsatz vom „allgemeinen Priestertum", von der Anteilnahme der Laien an der Gestaltung des Kirchenwesens, aufgegeben, und hatte sich bemüht, seine Reformation unter den Schutz der weltlichen Gewalten zu stellen. Schon 1526, als der Speyerer Spruch gefallen war, wonach jeder Stand sich so halten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, schritt ein Teil der Stände zur Herstellung eines landesherrlichen Kirchenregiments, das in den Kultusformen, ja in manchen Teilen der Lehre maßgebende Bestimmungen traf, — eine Selbständigkeit, die zu einer großen Zersplitterung hätte führen können, wenn nicht die meisten Fürsten den Ratschlägen Luthers oder der in seinem Sinne tätigen Reformatoren gefolgt wären. Auch äußerlich gewannen die Fürsten — oder wo diese zu schwach waren, um sich gegen mächtige Städte durchzusetzen, die

Städte, — durch die Einführung der Staatskirche (oder richtiger: weil es in Deutschland eine große Menge von Staaten gab, der Landeskirchen) große Mittel, weil sie nunmehr deren Güter einzogen (säkularisierten, d. h. weltlich machten) und ihre Erträge für Zwecke der Verwaltung mit verwendeten, — meist freilich zu Zwecken, die den kirchlichen Aufgaben verwandt waren oder die früher die Kirche zu erfüllen hatte, nämlich für das Schulwesen, die Armen- und Wohlfahrtspflege und alle Werke der Barmherzigkeit. Die Landesherren wurden also die „obersten Bischöfe" („summus episcopus") ihrer Landeskirchen; sie erlangten das Recht, Superintendenten und Pfarrer zu ernennen. Sie hatten auch auf dem Augsburger Reichstage das Recht erlangt, das Bekenntnis ihrer Untertanen zu bestimmen, — das bedeutet der Satz: „cuius regio, eius religio" (Wes das Gebiet, des das Bekenntnis), der erst später zu einer allgemeinen Bekenntnisfreiheit des einzelnen umgewandelt wurde.

Hiermit verlor Luthers Kirchenreform, die ursprünglich einen so kräftigen, gesunden, in gutem Sinne demokratischen Geist gezeigt hatte, viel von ihrem ausgleichenden, volkstümlichen Charakter, weil jetzt die neue Lehre ein Werkzeug in der Hand der Fürsten wurde und das gelehrte Beamtentum auch in die kirchliche Verwaltung eindrang. Auch wurde durch die Ausbreitung des Humanismus eine neue Gelehrsamkeit geschaffen, das Römische Recht und das Berufsbeamtentum, das dieses neue Recht verwaltete, fanden Eingang, und diese geistige Umwälzung leitete eine neue Schichtung der Gesamtheit ein, die dem Volke früher fremd gewesen war: es wurde der unselige Trennungsstrich zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", dem eigentlichen Volk, gezogen. Auch in der Sprache zeigte sich das: die oberdeutsch-fränkische Mundart, die recht eigentlich durch Luthers Bibelübersetzung sich verbreitete, verdrängte die niederdeutsch-sassische Mundart, das Plattdeutsch, das nun in immer stärkerem Maße, zunächst in der Schrift, dann auch in der Umgangssprache seine Bedeutung einbüßte, wenn dies auch nicht sofort, sondern erst nach zähem Widerstande, der noch heute nicht ganz gebrochen ist, geschah.

Neunter Abschnitt:

Wirtschaftliche und geistige Zustände im Zeitalter der Reformation

(1517—1648)

Der Papst hatte neben seiner geistlichen Stellung als Oberhaupt der Christenheit auch eine weltliche Macht errungen und diese im Kampfe mit dem deutschen Königtum verteidigt, ja gestärkt. Er, wie die andern hohen Geistlichen, waren mehr um Reichtum, Macht und Ehre, Wissenschaft und Kunst besorgt als um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen. Infolge der Lehre von der Unfehlbarkeit (wenn diese auch noch nicht als Lehrsatz verkündet war) war die Anmaßung der Kirche so groß geworden, daß sie sich keine Zügel mehr anlegte, und leider waren es oft mit sittlichen Makeln aller Art behaftete Personen, die das Recht für sich in Anspruch nahmen. Auch in die Lehre waren arge Mißbräuche eingedrungen und Lehren aufgetreten, die sich mit der Heiligen Schrift nicht vereinigen ließen. Diese wurde überhaupt zurückgestellt, und der Überlieferung („Tradition") das Hauptgewicht beigelegt. Auf ihr beruhte die Lehre vom Fegefeuer, von den sieben Sakramenten, während die Bibel nur zwei kennt, Taufe und Abendmahl; auf ihr die Entziehung des Kelches bei Laien und die verderbliche Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke. Zwar wurden Vaterunser und Glaubensbekenntnis noch auswendig gelernt, aber der Inhalt blieb den Laien verborgen; wohl wurde gebetet und Messe gelesen, Kirchen und Kapellen standen den Gläubigen stets offen, aber die zahlreichen Heiligen wurden höher geachtet als Gott und Christus. Noch strömten Tausende von Christen als Pilger zu den berühmten Wallfahrtsorten, — Wilsnack (Prignitz), wo das heilige Blut verehrt wurde, besonders aber zu den Stätten der Märtyrer, Rom und St. Jago di Compostella in Spanien, — aber es waren Geschäfts- und Vergnügungsreisen daraus geworden, auf die man auch Frauen und Mädchen mitnahm, so daß sich auf ihnen stets Gelegenheit zu galanten Abenteuern fand. Auch wurde noch gepredigt, oft freilich mit plumpen Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi, die aller wirklichen Erbauung Hohn sprachen, aber die Predigten waren wie die Beichte vielfach so gehalten, daß ehrsame Frauen und Jungfrauen sich wohl genötigt sahen, die Kirche zu verlassen. Und vor allem lebten die

Geistlichen selber ihren Lehren am wenigsten nach. Das „Zoelibat" (Eheverbot) hatte den Anlaß gegeben, daß viele Priester sich ganz offen eine Konkubine hielten; die Klöster, auch die der Nonnen, waren Stätten der Trägheit, des Schmutzes und der Völlerei. (Als nach der Reformation in Stralsund das Brigittenkloster, das Mönche und Nonnen durch feste Mauern getrennt beherbergte, aufgeräumt wurde, fand man dort die Schädel und Gebeine neugeborener Kinder vergraben.) In den „Briefen der Dunkelmänner", einem satirischen Werke der Erfurter und anderer Humanisten, unter denen auch Hutten sich befand, werden alle diese Laster deutlich und scharf gegeißelt.

Was diese Sittenverderbnis so begünstigt hatte, war der zunehmende Reichtum der Geistlichen. Eine schamlose Finanzpolitik wurde getrieben; die Pfründen wurden verschachert. Wer in den Genuß einer Pfründe kam, benutzte diese wohl zu Üppigkeit und Wohlleben und hielt sich zur Erfüllung der geistlichen Pflichten gegen kargen Lohn einen Vertreter. Die Abgaben an die Kurie, wie die Annalen (Einkünfte des ersten Halbjahrs nach der Wiederbesetzung einer Erzbischofs- oder Bischofsstelle) und Palliengelder wurden immer höher. (Pallium ist ein Umhang, den die Bischöfe und Erzbischöfe über dem Kleid trugen; für ihre Verleihung erhob der Papst das Palliengeld[18].) Der Grundbesitz, der in Deutschland zu mehr als einem Viertel der Kirche gehörte, brachte große Summen ein. Der Peterspfennig (zum Bau der Peterskirche in Rom) wurde immer häufiger eingetrieben, und ungeheure Summen deutschen Goldes, deutschem Fleiß und deutscher Arbeit entsprossen, flogen über die Alpen, um in Rom den weltlichen Vergnügungen des Papstes, seiner Höflinge und Buhldirnen zu dienen. Seinen Höhepunkt hatte damals der finanzielle Mißbrauch im Ablaß erreicht. Früher war ein Ablaß nichts Anstößiges gewesen, die sittliche Reue war es, die die Vergebung der Sünden bewirkte, aber man hatte den verfänglichen Zusatz gemacht, äußere Zeichen dieser Reue seien erwünscht. Diese äußeren Zeichen waren ablösbar gegen Geld, das zu einem „Gnadenschatz" angesammelt wurde, aus dem die Kirche dann Vergebung spendete. So kam es bald dahin, daß das finanzielle Ziel über das sittliche den Sieg davon trug. Besonders schamlos wurde der Ablaß bei den Deutschen getrieben; es gab förmliche Taxen, nach denen man sich durch Geld von allen erdenklichen Sünden, selbst im voraus, loskaufen konnte. „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt."

All diese Zustände riefen das Bedürfnis nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern hervor und haben in Verbindung mit den kurz angedeuteten politischen und sozialen Zuständen dazu geführt, daß die reformatorische Bewegung so breite Massen ergriff. Die Päpste wandten dagegen alle Mittel an, die Glaube und Aberglaube ihnen in die Hand gaben: die

[18] Für Köln, das in 16 Jahren viermal besetzt wurde, betrug es 20 000 Gulden! Die Einnahmen des Papstes allein aus Palliengeld werden auf jährlich 300 000 Gulden geschätzt.

Waffen des Bannes, der Exkommunikation (d. h. Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen, namentlich von den Gnadenmitteln der Kirche) und des Interdikts. Dieses wurde über einzelne Ortschaften oder über ganze Länder verhängt und hatte die Einstellung aller geistlichen Verrichtungen zur Folge: kein Geläut, kein Kirchengesang, keine Messe wurde gelesen, keine Beichte, kein Abendmahl gefeiert, — für eine Zeit, in der alle menschlichen Verhältnisse so eng mit der Kirche verwoben waren, ein unerträglicher Zustand, der die Gewissen aufs äußerste beunruhigte.

Auch die Inquisition gewann an Ausdehnung und wurde durch die Folter verschärft, die wohl auch den Unschuldigen ein Geständnis erpreßte; das Urteil lautete in den meisten Fällen auf Tod durch Verbrennung; die weltliche Macht mußte das Urteil vollstrecken — eine frevle Auslegung des Wortes: „ecclesia non sitit sanguinem" („Die Kirche dürstet nicht nach Blut"). Besonders häufig wurden in diesem Zeitraum die Hexenprozesse, gegen die sich anfangs die deutsche Seele sträubte, zu denen aber seit Maximilians Regierung die deutschen Gerichte doch die Hand bieten mußten. Nach der von päpstlichen Inquisitoren verfaßten Schrift, dem „Hexenhammer", war das Verfahren geordnet, das in mehr als zweihundert Jahren unsägliches Elend über die Menschheit brachte: mehr als 100 000 unschuldige Frauen wurden als Hexen verbrannt, ein Schandblatt in der Geschichte der christlichen Kirche.

Daß sich trotz all dieser Abwehrmittel die neuen Gedanken durchsetzten, zeigt, wie stark sie die Gemüter erregten. Diese Folgen zeigten sich außer auf dem kirchlichen, besonders auch auf dem g e i s t i g e n und s i t t l i c h e n Gebiet, namentlich seitdem eine große Anzahl von Fürsten es gewagt hatte, offen zur Reformation überzutreten. Im albertinischen Sachsen, in Brandenburg, im Ordenslande, wo durch den Hochmeister, den Hohenzollern Albrecht, das geistliche Fürstentum in ein weltliches umgewandelt war, in Braunschweig, in Ostfriesland, in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, schließlich auch in Wittenberg und in vielen Reichsstädten wurde die neue Lehre bekannt und überall ein geregelter Gottesdienst nach ihren Vorschriften eingerichtet. In den äußeren Formen desselben, der Kleidung der Prediger, der Art der Beichte wurde als nichtwesentlichen Dingen größere Freiheit gestattet — nur die Ohrenbeichte war verboten, — woher die zum Teil noch heute bestehenden Verschiedenheiten stammen. In wichtigen Dingen dagegen, vor allem in der Handhabung der Sakramente, und in der Lehre wurde völlige Gleichheit angestrebt, durch Kirchenordnungen, bei deren Bearbeitung Luther besonders sein Freund, der Pommer Bugenhagen zur Seite stand, festgelegt und durch häufigere „Visitationen", die auch eine Nachprüfung des Vermögens in sich schlossen, überwacht. An die Stelle der lateinischen Messe trat jetzt die deutsche Predigt, und der Gesang der Gemeinde, für den Luther selbst in Wort und Ton viel beisteuerte, verschönte den Gottesdienst, in dem er einen breiten Raum einnahm.

Eine der ersten Sorgen Luthers ging dahin, an die Stelle der früheren Klosterschulen Volksschulen ins Leben zu rufen, in denen namentlich die Bibel gelesen und erklärt wurde, woran sich Schreiben, Rechnen und Singen schloß. In den Städten entstanden unter dem Einfluß der Humanisten lateinische Stadt- oder Volksschulen. Aber auch zu praktischen Beschäftigungen sollten Knaben und Mädchen frühzeitig angehalten werden, „damit einst die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl halten können Haus, Kinder und Gesinde". So wurden durch die Reformation die irdischen Pflichten des Menschen, die die alte Kirche als unrichtig mißachtet hatte, wieder in den Kreis der sittlichen Pflichten einbezogen, und somit auch die Werktagsarbeit, welcher Art sie auch sein mochte, geadelt.

Übrigens hat sich der segensreiche Einfluß der Reformation nicht bloß auf die protestantischen Kreise beschränkt, auch die katholische Kirche hat ihre Folgen verspürt: die Unsittlichkeit schwand immer mehr, durch die gesamte Kirche und ihre Betätigungen ging ein größerer Ernst, ein tieferes geistiges und sittliches Streben. Mit dem geradezu vom Untergange bedrohten Christentum hat Luther auch die katholische Kirche gerettet.

Am stärksten hat an diesen Erfolgen wie wohl überhaupt auf die Zeitgenossen Luthers Persönlichkeit gewirkt. Er war ein Mann von großer Leidenschaftlichkeit und dabei von reinster Herzensgüte, mit unendlichem Idealismus verband er praktische Verständigkeit. Ein durchaus unpolitischer Kopf, war er eine tief innerliche Natur und doch ein Mann der Tat und des Kampfes, sicher der größte Volksmann der deutschen Geschichte und eine ihrer gewaltigsten Gestalten überhaupt. Von Wahrheitsliebe und unerschütterlichem Wahrheitsmut beseelt, welscher Tücke feind, ohne Weltgewandtheit, ohne Weltklugheit und geschmeidige Anpassung, ging er, der wackere Bauernsohn, offen und gerade durch die Welt; keiner kannte wie er die deutsche Volksseele, auch in ihren Schwächen, keiner liebte sie wie er. Eine Französin, Frau von Staël, urteilte richtig: „Luther ist der Deutscheste unter den Deutschen." Vorbildlich wurde vor allem sein Familienleben: er selbst in trautem Verkehr mit seiner Hausfrau, dem „Herrn Käthe", mit seinem Sohne Hänschen und den übrigen Kindern; — er, mit der Laute im vertrauten Freundeskreise, singend, scherzend, lehrend, hat das deutsche Pfarrhaus geschaffen, dessen Kulturwerte für die deutsche Seele und das deutsche Wesen nicht genug gerühmt werden können.

Und vor allem: er war der Übersetzer der Bibel. Schon auf der Wartburg (1522) erschien das Neue Testament, bald auch das Alte, 1534 erstmalig die ganze Bibel. Es gab schon vor Luther deutsche Bibeln, aber sie waren nicht dem Urtext, sondern einer lateinischen Übersetzung, der „Vulgata", entnommen und in papierenem, schlechtem Deutsch abgefaßt, voll von Irrtümern. Auch Luthers Übersetzung weist Fehler auf; es wäre schlimm, wenn die Textkritik in 400 Jahren nicht vorwärts

geschritten wäre, aber Luther griff, hierin echter Humanist und Mann der neuen Zeit, auf den hebräischen und griechischen Urtext zurück, vermied dadurch die Fehler, die die Vulgata in sich barg, und übertrug ihn in die rechte deutsche Volkssprache. Das war eine Kulturtat voller Kraft und Weihe; denn die Bibel ist Haus- und Andachtsbuch geworden und durch Jahrhunderte geblieben. In einer Zeit, da die Gelehrten lateinisch, die Gebildeten französisch sprachen und schrieben, hat die Bibel in ihrer wunderbar schlichten, anschaulichen Form unser köstlichstes Volksgut, die deutsche Sprache, hochgehalten. Es war harte Arbeit; wochenlang hat er wohl nach einem Worte gesucht, hat den Leuten auf Markt und Straße, in Handwerks- und Verkaufsständen „aufs Maul geschaut", bis er den treffenden Ausdruck für den Sinn der Urschrift gefunden hatte. „Das kann ich", sagt er selbst, „mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß drinnen erzeigt und nie keinen falschen Gedanken gehabt habe." Zugleich zeigte sich Luther als Meister der deutschen Sprache: er wandte bei der Bibelübersetzung die Sprache der sächsischen Kanzlei an, versöhnte so die Gegensätze zwischen der nord- und süddeutschen Mundart und wurde recht eigentlich der Schöpfer der hochdeutschen Schriftsprache. Derb und kräftig im Ausdruck, aber nie pikant, wurden seine zahlreichen Schriften, Briefe, Sendschreiben, Predigten, Tischreden ein doch nicht erreichtes Vorbild für seine Zeitgenossen und Nachfolger. Dazu kam die dichterische Art der Übersetzung, die sich namentlich in den Psalmen und anderen Stellen feierlicher Redeweise zeigt: nur ein wahrer Dichter konnte schreiben wie er: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle..." So hat sich Luther denn auch als Dichter aus eigener Kraft, nicht bloß als Übersetzer betätigt. Seine geistlichen Gesänge zumal sind von Kraft und Tiefe, oft von rührend zarter Weichheit. „Vom Himmel hoch, da komm ich her" — „Aus tiefer Not schrei ich zu dir..." und vor allem das evangelische Schutz- und Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" und viele andere sind noch heute ein lebendiger Bestandteil unseres Gemütslebens. Auch der Kirchenmusik hat er die Bahn gewiesen. Seine selbsterfundenen Weisen gingen zum Teil vom Meistergesang aus, leiteten aber zur Kunstmusik über, und die ersten Musiker seiner Zeit standen mit ihm in enger Verbindung. Die allgemeine Liederfröhlichkeit jener Zeit, die das ganze Leben des Volkes sich im Gesang widerspiegeln läßt, kam seinem dichterischen Schaffen zugute.

Beeinflußt von Luther ist Ulrich von Hutten (1484—1513), der nach einem unsteten, stürmisch bewegten Leben in tiefstem Elend starb und sich allzeit als furchtloser Kämpfer mit Schwert und Feder für Wahrheit, Recht und Vaterland erwiesen und die lateinische Sprache in seinen Dichtungen zuletzt mit der deutschen vertauscht hat. Der größte und fruchtbarste Dichter jener Zeit aber war Hans Sachs (1484—1576): in dem Liede „die wittenbergisch Nachtigall" feierte er die Reformation, und außerdem sind tausende von Liedern, Gesängen, Fastnachtsspielen und

Schwänken aus allen nur erdenklichen Stoffgebieten aus seiner Feder geflossen. Unverdienterweise der Vergessenheit, ja dem Spott anheimgefallen, hat ihn Goethe („Hans Sachsens poetische Sendung") wieder zu Ehren gebracht: jetzt gilt er uns als lauterer Sittenprediger seines Volkes und begeisterter Freund der deutschen Volksseele wie des deutschen Vaterlandes, der nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren und bessern wollte. — Zeitgenosse von ihm war Johann Fischart, der ernst, oft derb die Gebrechen seiner Zeit, Trunk, Spiel, Adelsstolz, Verschwendung, Gelehrtendünkel, Kleiderpracht, Prozeß- und Rauffucht, in seinen Satiren geißelte.

Die Sangeslust jener Zeit drückte sich vor allem in den Volksliedern aus, unter denen wir zarte oder auch schalkhafte Liebes-, wehmütige Wander- und Abschiedslieder, heitere Trink- und kräftige, oft derbe, ja freche Kriegslieder finden. Ein jeder Stand, der Student und Handwerksbursch, der Bauer und Jäger, der Bettler wie der Landsknecht, hatte seine besonderen Lieder. Auch der Roman, damals eine Erzählung voll wunderbarer Begebenheiten, ebenso die Volksbücher fanden Verbreitung. Unter den letzteren wurden Till Eulenspiegel, vom ewigen Juden, besonders aber vom Schwarzkünstler Faust, der, um Schätze zu erlangen, ein Bündnis mit dem Teufel schloß und von diesem jämmerlich getötet wurde, gern gelesen.

Auch in der bildenden Kunst zeigte sich die Einwirkung der Reformation. Wo sie durchgeführt wurde, schwanden die Heiligen-, oft auch die Kirchenbilder, und das Bildnis (Porträt) trat in die vorderste Reihe der deutschen Malerei. Dürers Kupferstiche und Gemälde, Lukas Cranachs und Hans Holbeins Bildnisse fallen in diese Zeit. Aus der Verbindung von Dürers Lehre und den italienischen Vorbildern schufen sich die Kunsthandwerker einen geschmackvollen Stil und hatten bei Aufträgen von Fürsten und andern vornehmen Herren vielfach Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit in reich verzierten Kannen, Pokalen, Tafelaufsätzen, Medaillen und anderem künstlerischen Zierrat zu zeigen. Überall trat das Streben hervor, die mittelalterliche Gebundenheit abzuschütteln; auch in der Tracht machte sich das geltend. Die Obrigkeit wandte sich vergebens gegen eine allzu große Betätigung dieser Freiheit, die sich bei den Frauen in bunten, kostbaren Stoffen und starker Entblößung, bei den Männern in dem Aufschlitzen von Wams und Beinkleid mit buntem Futter und Bandwerk zeigte. Ernster Gesinnte freilich trugen sich schlichter, und es kam damals die Amtstracht der Geistlichen, Richter und Professoren auf, die der noch heute üblichen entspricht und aus der von den Reformatoren getragenen großen Schaube hervorgegangen ist.

Im Gegensatz zu dem mönchisch-asketischen Sittlichkeitsideal des Mittelalters ist durch die Reformation ein neues Sittlichkeitsideal entstanden: wie der Staat seinen sittlichen Beruf nicht mehr von der Kirche zu entleihen brauchte, sondern aus sich selber schöpfte, so begann damals

das Volk seinen ernsten, ihm von Gott eingegebenen Pflichtenkreis im weltlichen Beruf zu finden, in dem es sich vollauf betätigen kann. Auch die Wissenschaft wurde von den Fesseln der Kirche befreit. Es ist bezeichnend, daß der Frauenburger Domherr Nikolaus Koppernick damals sein Werk über den Lauf der Gestirne, das auf der Betrachtung der Natur, nicht auf dem Glauben beruhte, veröffentlichte, worauf dann Kepler mit seiner Lehre über die Kreiselbewegung der Erde und die elliptische Bahn um die Sonne hervortrat. Bezeichnend ist, daß diese jetzt zum Allgemeingut des Volkes gehörende Lehre erst im 19. Jahrhundert vom „Index", der Liste der in der katholischen Kirche verbotenen Bücher, gestrichen worden ist. Insbesondere erhielt auch die Geschichtsforschung durch die Reformation einen starken Antrieb.

Alle diese Erscheinungen beruhten auf der aus dem Altertum überkommenen Auffassung des Lebens, die sich in der Renaissance und im Humanismus betätigte. Diese Entwicklung reichte etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Das folgende Jahrhundert brachte dann den Rückschlag: das sich im Spanischen verkörpernde Romanentum überflutete das Deutschtum; Bürger und Adel nahmen spanische Lebensformen an, trugen spanische Kleidung und Namen (z. B. Ferdinand), und ein romanischer Fremdwörterschwall wie nie zuvor verbreitete sich über die deutsche Sprache, in die auch französische und italienische Worte eindrangen: die Worte Soldat, Kavallerie, Zitadelle, Garnison, Kommando, General, Admiral, Offizier, Furier, Kurier, Marketender, sowie aus dem namentlich in Italien ausgebildeten Handelsleben die Wörter Konto, Diskont, Magazin, netto, brutto, Tara, und im häuslichen Leben Buffet, Tasse, Sauce, Kompott, Fasson kamen jetzt auf. Überall folgte auf die Befreiung und Lockerung Erstarrung und bindende Regel. Zunächst in der Kleidung: an die Stelle des deutschen Wamses trat das ausgepolsterte und gesteppte spanische Wams mit weiten Pluder- und kugeligen Puffhosen, — wogegen auch feinere Sitten auftauchten: so bürgerten sich das Taschentuch und beim Essen die Gabel ein. Wenig später kam auch das lockere, in Perücken künstlich zusammengebundene Haar, natürlich meist unecht, bei beiden Geschlechtern und bei Frauen eine geschmacklose, oft geradezu anstößige Form des Kleiderschnitts auf. Der Satiriker Lauremberg (gestorben 1658) aus Rostock sang in seinem Scherzgedicht „von alamodischer Kleidertracht":

> Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggesneden,
> Mit halw blotem Liwe kommen sie hergetreten;

und Logau (gestorben 1655) singt:

> Alamode Kleider, alamode Sinnen,
> Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Wer diese Modetorheiten nicht mitmachte, galt als altväterisch und unfein.

In der Baukunst liebte man massige Grundformen und überhäufte sie mit einer verwirrenden Fülle von Zierat; die Bürgerhäuser wurden gern innen und außen mit Malereien bedeckt. In Heidelberg entstand der prächtige Ottheinrichsbau des Schlosses, das Leipziger und Rothenburger Rathaus mit breiten Türmen und geschmückten Giebeln, sowie die vier Haupttore in Nürnberg u. a., während der stolze Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses, — das viertürmige Aschaffenburger Schloß und zahlreiche Bürgerhäuser mit abgetreppten Giebeln (um 1600) kräftigere und geschmackvollere Formen zeigten.

In geringerem Maße offenbarte sich die Wirkung der Reformation auf wirtschaftlichem Gebiete. Freilich darf man allein die Tatsache, daß die in ihrer Macht gestärkten Landesherren mehr als bisher für das Wohl ihrer Untertanen sorgten, nicht gering anschlagen. Ferner wurden durch die Aufnahme vertriebener Protestanten neue Erwerbszweige ins Land gezogen, so durch die Aufnahme spanischer Protestanten, die Vater August von Sachsen in seinem Lande ansiedelte. Auch begannen die Fürsten mehr als bisher Gewicht auf den Gewerbefleiß im eigenen Lande zu legen. So wurde in Sachsen, wo übrigens damals die Spitzenklöppelei in Aufnahme kam, die Ausfuhr von Wolle, Hanf und Flachs, sowie von anderen Webstoffen verboten, um die heimische Tuch- und Leinenmanufaktur zu stärken. August und Anna von Sachsen nebst dem gesamten Hofstaat trugen nur einheimische Tuche. Und endlich hörte in den protestantischen Ländern der reiche Besitz der „toten Hand", d. h. der Geistlichkeit (so genannt, weil die Hand, d. h. der Besitz der Geistlichen keinen Leibeserben hatte) auf: die Güter der Klöster, die die reichsten Großgrundbesitzer geworden waren, und der andern kirchlichen Körperschaften wurden säkularisiert (verweltlicht) und damit der Allgemeinheit dienstbar gemacht, was eine erhebliche finanzielle Stärkung der weltlichen Machthaber, also der Fürsten oder Städte, bedeutete.

Stand dies alles mehr oder weniger in Zusammenhang mit der Reformation, so traten jetzt allmählich auch die schon angedeuteten Wirkungen der großen Landentdeckungen in die Erscheinung. Der Reichtum im Kaufmannstande stieg, und das Haus Fugger in Augsburg, um nur das bedeutendste zu nennen, war das reichste Handelshaus der Erde. Außer in der Heimatstadt hatte es größere oder kleinere Niederlassungen in fast allen bedeutenden Städten Deutschlands, aber auch in Venedig und Rom. In Schlesien, Tirol, Ungarn, Spanien hatte es großen Grundbesitz und war mit hohen Summen Gläubiger von Königen und Fürsten. Mitte des Jahrhunderts allerdings zog sich der Geldhandel von Deutschland mehr und mehr nach Lyon. Wenn hierunter schon das deutsche Kapital litt, so geschah das noch mehr, als auch die Silbererzeugung in Deutschland sank (sie betrug 1508 siebenhundert, 1532 tausend, 1570 nur noch achthundert Zentner, trotz des steigenden Bedarfs) und durch Vermittlung Kaiser Karls V. Silber aus Amerika eingeführt wurde. Von da ab ging der Reichtum der Fugger und auch der zweit-

reichsten Familie, der Welser, deren schöne Tochter Philippine sich Ferdinand von Tirol, ein Sohn Kaiser Ferdinands I., zur linken Hand antrauen ließ, abwärts, und der auswärtige Grundbesitz wurde allmählich veräußert. —

In dieses vielgestaltige Leben, das, von dem neuen Geiste angehaucht und beflügelt, sich tüchtig und reich und in harmloser Fröhlichkeit entwickelte, dann unter dem Einfluß fremder Sitten in fremdem Gewande, aber doch in überquellender Fülle sprudelte, griff der Dreißigjährige Krieg mit rauher Hand ein; der geschilderte politische Verfall war mit einem ebenso traurigen Niedergang des wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Lebens verbunden.

Schon der ungeheuere Verlust an Menschenleben wirkte erschütternd. Genaue Statistiken fehlen uns, doch haben Berechnungen ergeben, daß 4, ja 6 Millionen Menschen vom Tode hingerafft sind, das ist ein Drittel bis ein Halb der Gesamtbevölkerung. Hunger und Pest hatten Jahre hindurch derartig gewütet, daß ganze Städte und Dörfer verödeten, zahlreiche Orte sogar völlig verschwanden, und noch nach 150 Jahren finden wir sogenannte „wüste Stellen", an denen einst blühendes Leben geherrscht hatte, und das dann erst die Fürsorge weiser Fürsten mit neuem Leben füllte. Namentlich haben sich die Hohenzollern auf diesem Gebiete hervorgetan. Der Hunger war so furchtbar, daß sogar Fälle von Menschen-, ja von Leichenfraß (z. B. bei Worms, im Hennegau, in Mecklenburg) urkundlich belegt sind. Um die so zusammengeschmolzene Bevölkerung zu heben, wurde in einigen Gegenden den Männern gestattet, ja geboten, sich zwei Frauen zu halten. Die Landwirtschaft, die schon in den Hussitenkriegen und im Bauernkriege mit ihren Verwüstungen unendlich gelitten hatte, lag ganz darnieder; es fehlte an Arbeitskräften, Vieh zur Aufzucht, an Saatgetreide und Dünger. Weite Strecken einst fruchtbaren Bodens blieben daher Jahre lang unbebaut liegen, — wie noch die heutigen Namen Wüstemark, Wüstenfelde, Wüstendorf und dergl. anzeigen —. Weil der nötige Schutz fehlte, nahmen in manchen Gegenden die Wölfe wieder überhand, im Fichtelgebirge zeigten sich sogar die seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr aufgetauchten Bären von neuem. Nahezu aus allen Gegenden wird von solchem Elend berichtet. Neue Ansiedler mußten kommen, die völlig verödeten Dörfer wieder zu bevölkern; aber nichts lockte sie in diese unwirtlichen Gegenden. Die Steuerlast war ungeheuer; die Besitzer erhöhten daher den Grundzins und die von den Bauern zu leistenden Fronden. Der Bauer sank in seiner gesellschaftlichen Stellung immer tiefer; das Römische Recht, das ja die Sklaverei als Rechtseinrichtung kannte, verschuldete es mit, daß sie geradezu zu Leibeigenen herabsanken, die unabhängig von Grund und Boden wie ein Stück Vieh verhandelt wurden. Und dabei hatten Boden und Bodenerzeugnisse nicht einmal einen entsprechenden Preis, denn es fehlten zahlungsfähige Käufer. (Der Preis für den Scheffel Weizen war in der Zeit von 1627—57 von 27 auf 8, Roggen von 20 auf

7—8 Groschen herabgegangen, die Güter selbst sanken zum Teil im Verhältnis von 100:4, ja, sie wurden gegen Bezahlung der rückständigen Abgaben umsonst fortgegeben.) Die Verhältnisse erinnern durchaus an die heutige trostlose Lage der Landwirtschaft.

Auch darin ähnelte die damalige Wirtschaft der heutigen, daß auch in den Städten größte Not herrschte. In ihnen hatten Raub und Plünderung, Pest und Hungersnot furchtbar gewütet; es fehlte an Arbeitskräften — darin lag allerdings der wesentliche Unterschied gegen heute, wo die Zahl der Arbeitslosen beängstigend gestiegen ist —, es fehlte an Geld, an Baustoffen, aber auch an Mut und Hoffnung auf bessere Zeiten. Unzählige waren völlig verarmt, zu Bettlern herabgesunken, die Bettlerplage in Stadt und Land nahm überhand, der Handel war so gut wie ganz vernichtet. Das Ausland lieferte an so zahlungsschwache Kunden wie die verarmten deutschen Kaufleute keine Rohstoffe mehr, während England, Frankreich und die Niederlande, die vom Kriege verschont geblieben waren, den Handel an sich zogen und reich wurden. Die Mündungen der großen Ströme vom Rhein bis zur Weichsel waren in fremder Hand. An sie gingen, zumal jetzt auch Amerika und Ostindien sich dem Handel erschlossen, die wirtschaftlichen Vorteile über: der holländische Handel bemächtigte sich des Ostseegebiets, in England verdrängten die englischen Tuche die auswärtigen. Die geringen Mengen an deutschen Waren, die überhaupt auf den Markt kamen, waren durch die Zölle so beschwert, daß sie den Wettbewerb mit fremden Erzeugnissen nicht aushalten konnten. Und im Auslande gar, wo der deutsche Kaufmann in der Blütezeit der Hansa eine so große Rolle gespielt hatte, war er, seit diese starke Hand fehlte, schutz- und rechtlos den Ausbeutungsgelüsten der ausländischen Wettbewerber preisgegeben, weil eine starke Staatsgewalt fehlte, auf die er sich stützen konnte. Dazu litten die Städte unter der Beitreibung der Kriegskontributionen, der Steuern und Abfindungssummen für gewährte Neutralität während eines Krieges unsäglich. Viele Gewerbe gingen ganz ein oder zogen sich dorthin zurück, wo sie in größerer Sicherheit arbeiten konnten. (Um Beispiele zu nennen: in Augsburg sank die Zahl der Weber von 6000 auf 500; Hamburg mußte für die ihm gewährte Neutralität an die Schweden und Dänen zusammen über eine halbe Million Gulden zahlen.) Und ein Vergleich der Kunstgewerbeerzeugnisse mit denen aus der vorangegangenen Blütezeit zeigt eine auffallende Verschlechterung. Auch in der Architektur ist das zu erkennen: vor dem Kriege entstanden — man denke an das Rathaus und zahlreiche Privathäuser in Nürnberg und Augsburg — Gebäude in edlem Renaissancestil, die nach dem Kriege entstandenen zeigen etwas Nüchternes und Kahles, ja Ärmliches. Immerhin ist es ehrenhafter, diese Armut nach außen hin zu zeigen, als — wie es heute geschieht — einen Reichtum vorzuspiegeln, der nicht vorhanden ist.

Um der sich immer steigernden Geldnot abzuhelfen, griffen die Münzherren zu einem gewagten Mittel: sie verschlechterten die Silbermünzen

durch Verringerung des Feingehalts immer mehr, sodaß statt ihrer schließlich nur noch leicht versilberte Kupfermünzen auf den Markt kamen. Zuerst hatte diese Überflutung mit Geld günstige Folgen: eine leichte Hebung der Marktlage war zu bemerken. Dann aber kam der Rückschlag: niemand wollte das geringwertige Geld annehmen, im Auslande konnte es überhaupt nicht untergebracht werden. Die Folge war, daß der Wert des Geldes sank, die Preise ins Ungemessene stiegen, und eine schwere Teuerung über das Land hereinbrach, der man nur durch Einziehung des schlechten Geldes und durch Rückkehr zur alten Reichsmünzordnung begegnen konnte. Auch diese Zustände erinnern an die Zeit nach dem Weltkriege.

Mit der wirtschaftlichen ging die g e i s t i g e und s i t t l i c h e Not Hand in Hand. Auch die Hochschulen, die doch den Beruf hatten, Sitze der höchsten geistigen Bildung zu sein, wurden Pflanzstätten der Roheit, die Theologie erstarrte geist- und gemütlos in totem Formelkram, die Rechtspflege war willkürlich und grausam, an die Stelle des sich in dogmatischen Streitigkeiten trockenster Art verlierenden pedantischen Schulmeisters und engherzigen Pfaffen trat der geschwollene, dünkelhafte Bürokrat und, was noch schlimmer war, an die Stelle der landesväterlich sorgenden Fürsten — leider sind diese in Deutschland wenig zahlreich gewesen zu jener Zeit — der heute so viel verspottete „Serenissimus", vor dem die Umwelt in Demut erstarb. Die Tatkraft und das Selbstbewußtsein des Bürgertums war zerbrochen; an die Stelle der alten Ehrbarkeit trat Haschen nach äußerem Glanz und toller Vergnügungsrausch, in Tracht, Sitte und Sprache, wie schon angedeutet, völlige Verwelschung. Der in einem zum Friedensfest (1648) gedichteten „Freudenspiel" vorkommende Satz: „Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat, mainteniert sein état und réputation und gibt einen politen courtisanen ab", zeigt zur Genüge, was aus unserer edlen Muttersprache, die hundert Jahre vorher Luther aus der Verzettelung in zahlreiche Mundarten gerettet hatte, geworden war. „Die Geschäftsleute gewöhnten sich an Bureau und Adressen, Garantie und engagieren, auch an Debatte, Schikane und Komplize; in der Technik kamen Maschine und Fabrik in kleinen Anfängen auf. Vor der Stadt lobte man sich die Esplanade, im Opernhaus die Logen, in den Wohnhäusern eine Etage mit Balkons und Alkoven, auf der Kommode die Nippsachen, bei der Toilette das Corsett, die Manschetten und Agraffen, und man gab der Modefarbe bleu mourant (daher das Wort blümerant) den Preis. Man lernte auf einem Ball mit dem Bouquett in der Hand sich amüsieren, zu Pferde in der Reitbahn voltigieren, daheim Billard und Dame spielen und Limonade trinken. Man teilte die Menschen, die man sah, in Blonde und Brünette ein, fügte dem Gespräch eine Bemerkungen à propos hinzu, und in der deutschen famille . . . fing es an, als fein zu gelten, von Onkel und Tante zu sprechen, statt Vater und Mutter Papa und Mama zu sagen[19]."

[19] Aus Wustmann: „Deutsche Geschichte, nach Menschenaltern erzählt".

Wohl wurden Stimmen von Vaterlandsfreunden laut, deren Seele sich gegen diese Lakeienhaftigkeit, in die die deutsche Seele niedergeglitten war, aufbäumte. So sang damals Friedrich von Logau:

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei.
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei.

Aber das alles half nichts: die Deutschen spielten ihre Rolle als Affen der Franzosen weiter. Sogar zum Dichten bediente man sich der lateinischen und französischen Sprache, und an die Stelle der von Luther und Hans Sachs so hoch empor gehobenen Volksdichtung trat eine Kunstdichtung, die nach Mustern und Regeln zurechtgemacht war, aber nicht frisch und frei aus dem Herzen strömte, — und es dauerte lange, bis auch diese Kunstdichtung echte Töne fand. Die „Sprachgesellschaften", wie der Palmenorden und die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, haben trotz mancher Übertreibungen doch das Verdienst, der deutschen Sprache ihren Platz zurückerobert zu haben, wenn sie auch süßliche Tändelei und das geschmacklose Schäferwesen in unser Schrifttum einführten. Sie haben der „Ersten schlesischen Dichterschule", deren Haupt Martin Opitz (1597 bis 1639) wurde, vorgearbeitet. Sonst gehörten zu ihr noch Paul Fleming (In allen meinen Taten), Simon Dach (Ännchen von Tharau), Friedrich von Logau und der Dichter unserer schönsten geistlichen Lieder Paul Gerhard. Gegenüber diesem Streben nach Reinheit der Sprache verfolgte die „Zweite schlesische Dichterschule" das Ziel nach „galanter" Schreibart und zeichnete sich durch schwülstige, prunkhafte Redewendungen aus, sobald sie bald an Naturwidrigkeit und Frivolität die französischen Vorbilder übertraf. Beide Schulen hielten die Dichtkunst für etwas Erlernbares, eine Fertigkeit, die jeder sich aneignen könne, und erhoben sich daher nur selten zu wahrer Kraft und Innigkeit.

Auch die Wissenschaft litt schwer, die Universitäten standen leer, viele höhere Schulen gingen ein, bedeutende Gelehrte flohen ins Ausland, wo ihnen mehr Gelegenheit geboten wurde, ihr Wissen zu entfalten, oder starben in Dürftigkeit.

So waren das einst so kraftvolle Bürgertum und der freie, erbgesessene Bauernstand unter den Schrecken des Krieges untergegangen, und mit ihm der nationale Sinn, weil der nationale Staat, die Voraussetzung und Folge nationalen Denkens, untergegangen oder doch dem allgemeinen Bewußtsein entschwunden war.

Aber unter dem Schutt lagen bereits die Keime zu neuer Blüte. Es ist wunderbar, wie rasch das deutsche Bürgertum sich wieder emporriß, wie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen sich auch Geist und Seele des Volkes wieder hoben, sobald eine starke Staatsgewalt erstand, die diese Eigenschaften schützte und stützte. Auf dem noch rauchenden Trümmerhaufen Deutschlands errichtete Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, die Grundlagen eines neuen Großstaates, einer brandenburgisch-preußischen Militärgroßmacht.

Zehnter Abschnitt:

Der Großstaat Preußen

(1648—1815)

Im Vordergrunde der jetzt folgenden Entwicklung steht bis in die neueste Zeit hinein der Widerstreit zwischen Österreich und Preußen. Österreichs weltgeschichtliche Aufgabe war durch alle Jahrhunderte hindurch, die deutsche Kultur gegen den asiatischen Ansturm, gegen Hunnen, Slaven, Ungarn und Türken zu decken. Seine europäische Stellung aber beruhte mehr auf der alten Macht am Oberrhein, die freilich durch die Losreißung der Schweiz dem Lande verloren ging, und der Verbindung Maximilians mit der burgundischen Maria, die Österreich zur Weltmacht erhob. Die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts ist die Zeit des Glanzes für Österreich, das nach dem Tode Karls VI. (1740) kraft der „pragmatischen Sanktion" auf Maria Theresia überging. Diese stieß aber auf den Widerstand Preußens, das, nachdem es unter Friedrich I. die Königswürde erlangt, unter Friedrich Wilhelm I. innerlich erstarkt war, in dem jungen und ehrgeizigen König Friedrich II. — dem „Großen" — einen gefestigten und gesunden Staat mit gefüllten Kassen und einem schlagbereiten Heer bildete. Friedrichs Ziel war, Preußen zu vergrößern, zu stärken und die zerstreut liegenden Teile zu verbinden, und weil er als erstes Lebensgesetz für Völker und Staaten die Selbsterhaltung erkannte, diese aber bedroht sah, leitete er daraus das Recht her zu den Kriegen gegen Maria Theresia, die ihm Schlesien mit der Grafschaft Glatz verschafften. Durch die Teilung Polens (1772) gewann er Thorn, Ermland und den Netzedistrikt, später auch Danzig, durch den Fürstenbund trat er den auf Bayern gerichteten kaiserlichen Machtgelüsten entgegen, und wurde so schließlich der unbestrittene Leiter der europäischen Politik.

Ebenso groß war er in seiner Friedensarbeit, die sich mit größtem Erfolge bemühte, die dem Lande durch die Kriege geschlagenen Wunden zu heilen. Fabriken entstanden, Kanäle und Häfen wurden angelegt, der Handel hob sich allmählich aus der Erstarrung, im Oder-, Warthe- und Netzebruch, in den verödeten Gegenden der Mark und Pommerns wurden Tausende fleißiger Bauern angesiedelt, zahlreiche Dörfer und Höfe gegründet, und der Grund zu dem großen Gesetzeswerke, dem Allgemeinen Landrecht, gelegt, das dann 1793 in Kraft trat. Die Not des Krieges hatte das Preußenvolk zusammengeschweißt, und so war neben dem

katholischen, halb slavisch gewordenen Österreich eine protestantische, rein deutsche Großmacht entstanden.

Dann aber führten unter den schwachen Nachfolgern des großen Königs die napoleonischen Wirren Preußen in eine Katastrophe hinein, die schließlich zu dem schmählichen Frieden von Tilsit (1807) führten, der die Einwohnerzahl und den Umfang Preußens auf die Hälfte des bisherigen Standes zurückbrachte. Die Weststaaten waren ganz von Napoleon abhängig, der schließlich im Rheinbund fast alle deutschen Staaten sammelte, dem aber Österreich und Preußen fern blieben. Der Friede zu Luneville hatte bereits den Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland festgelegt. So war das Reich zertrümmert, und Franz II. zog die Folgerung daraus, indem er die Kaiserkrone des Reiches niederlegte und diesem damit ein Ende bereitete.

Aber die unsäglichen Leiden riefen das preußische, dann nach und nach das deutsche Volk wach; es riß sich zusammen und erneuerte sich: nach dem Unglückszuge Napoleons nach Rußland erhob es sich zur Abschüttelung des Joches; die Befreiungskriege (1813—15) endeten mit der Besiegung und Verbannung des Eroberers. Die Wiener Kongreßakte stellte die fünf Großstaaten — Österreich, Frankreich, England, Preußen, Rußland — wieder her: Österreich erhielt das lombardo-venetianische Königreich, Preußen das 1807 Verlorene zurück, und außerdem ganz Pommern, einen Teil Sachsens, große Gebiete im Rheinland und Westfalen, während weite Gebiete Polens an Rußland fielen. Die Deutsche Bundesakte schuf alsdann anstelle des alten Reiches den Deutschen Bund, einen lockeren Staatenbund von 39 selbständigen Staaten, zu denen auch England (für Hannover), Dänemark (für Holstein und Lauenburg) und die Niederlande (für Luxemburg) gehörten, so daß diese Fremdstaaten im Bundesrat mit vertreten waren. Für alle deutschen Staaten wurde zugleich eine landständische Verfassung vorgeschrieben.

◆

Durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg war Deutschland einer wirtschaftlichen und geistigen Fremdherrschaft unterworfen worden. Vom Welthandel ausgeschlossen, war es von Franzosen, Holländern und Italienern abhängig, durch die Verwahrlosung der Land- und Wasserstraßen, die jede Reise zu einer Lebensgefahr machten, — (Unfälle waren häufig; noch hundert Jahre später zerbrach ein Reisender auf einer Reise durch Sachsen 25 Wagenräder; ein anderer brauchte 12 Pferde und 12 Bauern zum Herausziehen des Wagens) — war auch der Binnenhandel gehemmt, Ackerbau und Gewerbe waren durch den Krieg bis ins Mark getroffen, und auf geistigem Gebiet sehen wir eine jämmerliche Abhängigkeit von Frankreich. Ja, die deutschen Fürsten suchten mit wenigen rühmlichen Ausnahmen in Verschwendung, Sittenlosigkeit und Volksbedrückung noch die französischen Vorbilder zu übertreffen, wobei noch an die Stelle franzö-

fischer Grazie oft die Roheit trat. Die Fürsten waren eben „Souveräne"[20], selbständige, vom Kaiser unabhängige Landesherren geworden und glaubten, ihrem neuen Range schuldig zu sein, sich durch ein steifes Zeremoniell, das ehemals die Kaiser vom byzantinischen Reich übernommen hatten, von ihren Untertanen zu trennen und den Glanz ihres noch so kleinen Hofes durch einen kostspieligen Hofhalt mit rauschenden Festen zu erhöhen, so daß zur Wahrnehmung ernster Regentenpflichten keine Zeit blieb. Und das Volk war feige genug, die Fürsten durch niedrige Schmeicheleien, zu denen selbst namhafte Gelehrte sich herbeiließen, in ihrer Lebensführung zu bestärken. Um Geld für das schwelgerische Treiben zu schaffen, wurden die bisherigen Steuern dauernd erhöht, neue Belastungen jeder Art, z. B. Luxussteuern, eingeführt. Auch mittelbar wurde Geld erpreßt; so mußten Pferdebesitzer ihre Pferde billig an den Hof verkaufen, oder der Fürst führte ein Salzmonopol ein, das die Untertanen zwang, ihren Bedarf bei ihm zu decken. Auch zum Bau von Häusern wurden die Untertanen wohl gezwungen, für die sie die Baustoffe vom Staat oder vom Landesherrn — die Kassen beider wurden noch nicht überall getrennt geführt — zu einseitig festgesetzten Preisen entnehmen mußten.

Die Landstände, die früher durch ihren Einspruch etwaigen Verschwendungen Einhalt getan hatten, verloren immer mehr von ihrem Einfluß: der Adel drängte sich in den Hofdienst und wollte es mit dem Monarchen nicht verderben, die Städte wiederum, oft mit dem Adel in Streit, wollten sich durch Widerspruch die landesherrliche Gunst nicht verscherzen. Einen Rechtsschutz der Untertanen durch die Gerichte gab es nicht: die Reichsgerichte hatten in den Kurfürstentümern nichts zu sagen, in den kleineren Staaten scheuten sie sich durchzugreifen, um nicht die Landeshoheit zu verletzen, und die Landesgerichte waren vom Fürsten abhängig, der sich nicht scheute, im Wege der Kabinettsjustiz in den Gang der Rechtspflege einzugreifen[21]. Und gar die Verwaltungsbehörden fanden es vorteilhaft, allen Winken und Wünschen von oben zu folgen. Den Satz Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich" — „Etat c'est moi" — ahmten die kleinen Souveräne in Deutschland nur allzu gelehrig nach. Und selbstverständlich ahmte der Adel, namentlich der Hofadel, das vom Fürsten gegebene Beispiel nach, mied jede ernste Tätigkeit und steckte leider auch das von ihm verachtete Bürgertum an.

---

[20] Souverän wird abgeleitet vom lat. suprema = höchste, zu ergänzen ist potestas = Gewalt, also eine Gewalt, die sich keiner höheren Macht zu fügen braucht.

[21] Kabinett=Kammer des Fürsten, Kabinettsjustiz also Eingriff des Fürsten in die Rechtsprechung. Das geschah z. B. zugunsten des angeblich von seinem adligen Nachbarn geschädigten Müllers Arnold durch Friedrich den Großen. Gewöhnlich geschah solch Eingriff aber aus unlauteren Beweggründen. So ließ Herzog Karl Eugen von Württemberg den Staatsrechtslehrer Moser, der die Rechte der Stände verteidigt hatte, fünf Jahre, und den Dichter Schubart zehn Jahre auf dem Hohenasperg in strenger Haft halten.

Freilich gab es auch Ausnahmen: neben dem schon erwähnten Ernst dem Frommen und dem Ehepaar Vater August und Mutter Anna von Sachsen, vor allem Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten von Brandenburg. Diesem gebührt das Verdienst, die Erhebung des deutschen Volkes aus politischem, wirtschaftlichem und seelischem Tiefstande zu neuer, frischer Lebensbetätigung emporgeführt zu haben. Sein Staat war so zerstückelt, daß die einzelnen Landesteile eigentlich nur durch eine Personalunion miteinander verbunden waren. Er schuf durch eine einheitliche, geordnete Verwaltung erst ein wirkliches Staatsganzes, rief dadurch im Volke das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach und legte den Grund zu einem gemeinsamen preußischen Vaterlandsgefühl. Die „Bede" wurde beseitigt und in die Staatseinkünfte, deren größter Teil dem Unterhalt des Heeres diente, namentlich auch in die Verpachtung der Domänen eine feste Ordnung gebracht. Die Grundbesitzer in Stadt und Land hatten als Grund- und Gebäudesteuer die „Kontribution" zu zahlen, während in den Städten eine Verbrauchersteuer auf die einzelnen Waren, die „Accise" („Ziese"), gelegt wurde.

Die volkswirtschaftliche Auffassung jener Zeit stand unter dem Einfluß des „Merkantilismus", welcher den Handel in den Mittelpunkt der wirtschaftlichen Bestrebungen stellt und Geld ins Land zu bringen und dort festzuhalten strebt (im Gegensatz zum „physiokratischen System", das die Natur, die „Physis", als Leitmotiv betrachtet und daher die Land- und Forstwirtschaft besonders pflegt). Der merkantilistischen Auffassung gemäß suchte der Kurfürst Handel und Gewerbe zu heben, indem er fremde Waren dem Lande fernzuhalten, die heimischen Rohstoffe (Wolle, Flachs) im Lande zurückzuhalten, Getreide und Holz im Auslande abzusetzen und das dafür eingehende Geld für die heimische Wirtschaft zu retten strebte. Ferner nahm er die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten auf und sorgte eifrig für die Verbesserung der Straßen, für Reinigung und Verschönerung der Städte. Um den Handel zu heben, baute er einen Kanal zwischen Oder und Spree und schuf eine von Cleve nach Memel durchgehende Postverbindung. Ja, er begann mit einer überseeischen Handelspolitik, indem er den freilich verfrühten Versuch machte, an der Küste von Guinea sich festzusetzen: er gründete dort Groß-Friedrichsburg, das aber nicht aufblühte und deshalb später an das Ausland verkauft wurde. Aber er vernachlässigte auch den Ackerbau nicht, siedelte an wüsten Stellen Fremde, besonders Holländer, an und widmete seine Sorge auch dem geistigen Leben: die später nach Bonn verlegte Universität in Duisburg und die (spätere Königliche, jetzt Staats-) Bibliothek in Berlin verdanken ihm ihre Entstehung.

Auf dieser so geschaffenen Grundlage hat Friedrich Wilhelm I. weiter gebaut. Er vollendete den königlichen Absolutismus und wies die Ansprüche der Stände zurück; ihrem Verlangen nach Bestätigung der alten Rechte in Ostpreußen setzte er das Wort entgegen: „Ich stabiliere die Souveränetė auf meinem Haupte wie einem rocher von Bronce'". Gegenüber

seinem Willen gab es kein „Räsonnieren", — aber er selbst war auch unermüdlich tätig für das Wohl des Volkes. Das Heer, in dem er mit Recht die festeste Stütze des Staates sah, brachte er auf die Höhe von 83000 Mann, eine ungeheuere Zahl für die $2^1/_4$ Millionen Einwohner, die Preußen damals zählte. Er stellte es auf eine nationale Grundlage: die Offiziere entnahm er dem Landadel und band sie an seine Person in der Art der alten Lehnstreue, legte auch selbst den Soldatenrock an; die Mannschaften dagegen bildete er zur Hälfte aus Bauernsöhnen, während der Rest aus Söldnern bestand, und fand in Leopold von Dessau einen vortrefflichen Bildner des Heeres. In der Verwaltung kümmerte er sich um alle Einzelheiten. Oberste Behörde wurde das Zentraldirektorium, dem die in den einzelnen Provinzen gebildeten Kriegs- und Domänenkammern, sowie die Landräte auf dem Lande, die Kriegsräte in den Städten unterstellt waren, und als oberste Behörde für Nachprüfung einer sparsamen und gewissenhaften Verwaltung setzte er die Oberrechnungskammer ein. So wurde er der Schöpfer eines kenntnisreichen, pflichttreuen Beamtentums, das bis zur Staatsumwälzung von 1918 die Zierde des preußischen Staates gebildet und den anderen deutschen Ländern zum Vorbilde gedient hat. In vielen alten Beamten ist dieser Geist auch heute noch lebendig, bei den neueren wird er leider vielfach vermißt, da nicht mehr Kenntnisse und Leistungen, sondern das Parteibuch (Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei) die beste Anwartschaft auf Beamtenstellen geben, — eine tief bedauerliche, aber hoffentlich nur vorübergehende Erscheinung.

Für Kunst und Wissenschaft hatte der König allerdings wenig Verständnis, er verachtete die „Federfuchser"; nur des Volksschulwesens nahm er sich an. Er war ohne Zweifel der größte „innere König Preußens", insofern, als er zu all diesen Einrichtungen erst den Grund legen mußte, auf dem sein genialer Sohn, Friedrich der Große, dann weiter baute.

Mit Friedrich dem Großen erhielt die deutsche Nation wieder einen Helden, zu dem sie emporsehen konnte. Goethes Wort (in „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung"): „Wir waren Fritzisch gesinnt, — was ging uns Preußen an?" könnte man als Auffassung weitester Kreise kennzeichnen, wenn er auch nur Preußens Wohlfahrt im Auge hatte, gegen Kaiser und Reich focht; man fühlte, daß es hier die Rettung der nationalen Ehre galt, die gegen Russen und Franzosen, gegen „Kroaten und Panduren" zu verteidigen war. Jetzt hob sich auch das nationale Bewußtsein wieder, und manch einer erhoffte schon damals von Preußen die nationale Wiedergeburt. Die Begeisterung für den großen Monarchen rief auch eine Steigerung des monarchischen Gefühls, das in den Tagen des „Serenissimus" stark gelitten hatte, hervor. Besonders beeinflußt wurde Friedrichs Wirken und das Urteil der Mitwelt über ihn durch die geistige Bewegung, die damals das Volk durchzog: die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften hatten die Folge, daß

man die überlieferten Lehren und Sitten kritisch zu prüfen und an sie den Maßstab der Vernunft, der „ratio", anzulegen begann. Dieser Rationalismus führte zur Leugnung des Dogmas — Friedrich hatte schon gleich nach seinem Regierungsantritt das Wort geprägt: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Fasson selig werden," — und demgemäß zur Forderung der religiösen Duldung; auf politischem Gebiete zu der Forderung, daß auch das Volk am Staatsleben teilnehme, auf sozialem zum Verlangen der Anerkennung der natürlichen Rechte der Einzelperson gegenüber dem Zwang überlieferter Sitte, — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie die französische Revolution es später zusammenfaßte. Dieses Zeitalter der Aufklärung suchte nach den Grundsätzen der Vernunft und Menschlichkeit eine neue Weltanschauung und neue Lebensordnung zu finden, die die Menschen freier, besser und glücklicher machen sollte. Der „aufgeklärte Despotismus", als dessen hervorragendster Vertreter Friedrich gelten kann, folgerte daraus die Lehre, daß dem Könige diese schwere Pflicht obliege: „alles für das Volk", — freilich auch, an der unbedingten königlichen Vollgewalt festhaltend, „nichts durch das Volk".

Hiernach hat Friedrich, wie schon sein Vater und sein Ahn, der Große Kurfürst, instinktiv getan, seine Friedenstätigkeit eingestellt, die sich auf alle Zweige des staatlichen, wirtschaftlichen, geselligen und geistigen Lebens erstreckte, wobei er an sich selbst, aber auch an seine Untertanen die höchsten Anforderungen stellte.

Nicht mit diesen Grundsätzen in Einklang zu stehen scheint auf den ersten Blick, daß er an der ständischen Gliederung des Volkes in Adel, Bürger und Bauern festhielt, daß er den Adel bevorzugte, dem er fast ausschließlich die Offiziere und höheren Beamten entnahm und den adligen Grundbesitzern durch Gründung landwirtschaftlicher Kreditvereine half, — aber er sah diese von den Vorfahren überkommene Einteilung als dem Volkszweck und der Volkswohlfahrt entsprechend an und veredelte sie durch seine erleuchteten Gedanken und hohen Ziele. Allen Versuchen der Stände, ihren Einfluß zurückzugewinnen, setzte er ruhigen, aber festen Widerstand entgegen. Und vor allem: seine Sorge galt allen Staatsbürgern, vornehmlich auch den hart bedrängten Bauern. Zwar konnte er es nicht wagen, die Hörigkeit der Bauern ganz aufzuheben, aber er erleichterte ihr Los, indem er das „Legen" der Bauern, d. h. den Ankauf ihres Besitzes durch den Grundherrn, von neuem verbot, menschliche Behandlung anbefahl und die Frondienste auf vier Tage der Woche beschränkte. Allerdings hatte er hierbei mit dem harten Widerstande des Adels zu kämpfen und konnte seinen Willen nur unvollkommen durchsetzen, so daß eine wesentliche Besserung in der rechtlichen Stellung des Bauern auch unter seiner Regierung nicht eintrat. Dem darniederliegenden Ackerbau half er durch große Meliorationsarbeiten auf: 70 Millionen Taler hat er darauf verwendet, daß er die Brüche an Oder, Warthe und Netze entwässerte, achthundert Dörfer und Vorwerke neu schuf oder wieder aufbauen ließ, für etwa 45000 obdachlose Familien Wohnsitze

schaffte, Moore austrocknen und anbauen ließ, Kanäle baute und über 300000 Ansiedler ins Land zog. Die von ihm neu gegründeten Ortschaften sind noch heute zum großen Teil an ihren Namen zu erkennen, denn er benannte sie vielfach nach berühmten Generalen, Ministern und Prinzen: so entstanden damals Schwerinsburg, Coccejendorf, Podewilshausen, Heinrichshof, Ziethen, Sydowsaue, Finkenwalde, Kyausthal und viele andere. Den Anbau der damals erst seit kurzem bekannten Kartoffel setzte er als für Volksernährung und Viehzucht hoch wichtig, teils unter Androhung von Stockprügeln, durch, förderte den Anbau von Klee, Hopfen, Zuckerrüben und allerhand Handelsgewächsen, die Pflege des Tabaks und Maulbeerbaumes.

In der Wirtschaftspolitik war auch er ein Anhänger des Merkantilsystems, entwickelte durch Schutzzölle und Staatshilfe zahlreiche Industriezweige, übernahm die Berliner Porzellanfabrik in eigene Verwaltung, gründete Tuch-, Leinen- und Baumwollzeugfabriken. Gewiß war dies eine Bevormundung, die den freien Handel vielfach hinderte, aber bei dem Mangel an Einsicht und Unternehmungsgeist wirkte er doch erziehlich und segensreich. Dazu gewann der Handel durch Verbesserung alter Straßen — die erste Kunststraße (Chaussee) in Preußen wurde erst 1787 eröffnet — und Erschließung neuer Land- und Wasserwege, durch Anlegung von Swinemünde als Seehafen Stettins und durch Gründung der Seehandlung, einer Kreditbank in Berlin, die bestimmt war, dem überseeischen Handel zu dienen, dann dem Staate Kapitalien zu beschaffen, jetzt noch als „Preußische Staatsbank" bestehend[22]. Alle diese Bemühungen steigerten schließlich auch die Betriebsamkeit der Privaten; so nahmen die Baumwollmanufaktur im Erzgebirge und besonders in Chemnitz, die Damastweberei in der Lausitz, die Leinenweberei in Schlesien und Westfalen, die Seidenweberei in Krefeld und Umgegend, die Herstellung feiner Silberwaren in Hanau und Pforzheim, von Eisen- und Stahlwaren in Suhl und Solingen, von Uhren im Schwarzwald, wobei man teilweise schon Maschinen verwandte, einen mächtigen Aufschwung. Andererseits bestanden die Hindernisse, die in der Vielstaaterei und politischen Zerrissenheit Deutschlands wurzelten, nach wie vor fort, so die unendlichen Zollplackereien, die Verwirrung im System der Maße, Gewichte und Münzen: es gab damals in Deutschland zehn verschiedene Münzfüße, wie den preußischen zu 21 Gulden oder 14 Talern auf ein Pfund Feinsilber, den sogenannten Konventionsfuß zwischen Österreich, Sachsen und Braunschweig zu 20 Gulden, den süddeutschen 24-Guldenfuß und andere, — ferner die schlechte Beschaffenheit der Straßen, die Langsamkeit des Briefverkehrs und die Zerrissenheit des Postwesens. (Ein Brief von Frankfurt a. M. brauchte bis Berlin neun, bis zur Bestellung elf Tage; von Berlin nach Dresden und Leipzig ging nur zweimal wöchentlich eine Post.)

[22] Es ist die Bank, die sich mit Barmat und Kutisker einließ und durch schwere Mißgriffe in der Kreditgewährung 1924 ungeheuere Verluste (25 Mill. RM.) erlitt.

Das bisherige Steuersystem genügte zur Gewinnung der Mittel für alle diese wirtschaftlichen Aufgaben, zu denen noch die Verstärkung des Heeres trat, in keiner Weise. Friedrich richtete daher die „Regieverwaltung" ein, wodurch alle Verbrauchsgegenstände außer Getreide und Schweinefleisch besteuert, Tabak und Kaffee, der sich damals namentlich in der besseren Gesellschaft einbürgerte, Staatsmonopole wurden, was große Erbitterung hervorrief, zumal der König die Regiebeamten vorwiegend aus den Franzosen wählte, weil dieses System aus Frankreich übernommen war, und er deshalb die Franzosen für geeigneter hielt. Trotz der Erbitterung hat diese Einrichtung, die zur Durchführung seiner Kulturarbeiten notwendig war, segensreich gewirkt.

Bedeutend war seine Justizreform. Sie war nötig, denn mit dem wirtschaftlichen Aufstieg vermehrte sich auch das öffentliche Rechtsbedürfnis. Das Reichskammergericht, niemals genügend besetzt, erstickte in Resten: 1776 waren die unerledigten Streitsachen auf 60000 angewachsen, und nicht viel besser stand es mit den preußischen Gerichten. Der König führte durch seinen Kanzler Cocceji eine durchgreifende Änderung ein; insbesondere wurde der Instanzenzug klar geregelt, das Verfahren mündlich gestaltet und somit beschleunigt, die Kosten durch Gebührenordnungen festgelegt, der Richterstand durch Einführung von zwei Prüfungen wissenschaftlich gehoben. Friedrichs Hauptwerk aber war die Vorbereitung eines auf die Forderung des Vernunftrechts beruhenden Gesetzbuches, des (erst 1793 beendeten, 1794 in Kraft getretenen) „Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten", welches das gesamte öffentliche (Staats-, Kirchen- und Strafrecht) und private Recht (Recht der Schuldverhältnisse, Familien- und Erbrecht) behandelte. Im Strafrecht räumte man — wie es in Österreich Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II. taten — mit den harten mittelalterlichen Strafen auf. Das Gefängniswesen, erst neuerdings geschaffen, wurde verbessert, die Folter abgeschafft, der König stellte sich als Souverän unter das Landesgesetz, wodurch der preußische Richterstand an Ansehen und sittlichem Wert gewann, und leitete die allerdings erst später völlig durchgeführte Trennung von Justiz und Verwaltung ein.

Bei der Heeresverstärkung baute er auf der von seinem Vater gelegten Grundlage weiter. Er hatte sich im Kriege als ein militärisches Genie ersten Ranges gezeigt und war von hervorragenden Feldherren — Schwerin, Zieten, Seydlitz und andern — unterstützt worden. Seine Truppen, die er auf 133000 Mann brachte, hatten eine Tapferkeit, Zähigkeit und Ausdauer gezeigt, die Friedrichs Armee zur ersten in Europa erhoben hatte.

Ähnlich wie in Österreich und Preußen wandelten sich auch die andern deutschen Staaten, wobei Friedrichs Vorbild oft wirksam war; es gab aber auch Erscheinungen, deren man nur mit Scham gedenken mag, so den (oben erwähnten) württembergischen Herzog Karl Eugen, Schillers

Landesherrn, der ebenso wie Friedrich von Hessen-Kassel seine Landsleute nach England zum Kriege gegen Amerika verkaufte, um eine verschwenderische Hofhaltung mit ihrer üblen Mätressenwirtschaft führen zu können, wie sie besonders schamlos am sächsisch-polnischen Hofe herrschte.

Friedrichs Verdienste um den Staat sind ungeheuer groß: nicht nur, daß er selbst ein Mann von reichster Begabung und seltener Pflichttreue war, als Feldherr wie als Staatsmann gleich ausgezeichnet, und das kleine Preußen zur Großmacht erhoben hat, er hat auch anderen Fürsten ein leuchtendes Vorbild gegeben und damit den monarchischen Gedanken gestärkt. Tüchtige Fürsten waren in Bayern Max Joseph, in Sachsen-Weimar Karl August, Goethes Landesherr und Freund, in Baden-Durlach Karl Friedrich, der als Musterfürst seines Landes galt, ja auch ein geistlicher Stiftsherr, Emmerich Joseph in Mainz, während sonst die geistlichen Staaten die verfallensten des durch und durch morschen Reiches waren.

Immerhin hatte auch in den anderen Staaten sich nach dem großen Kriege ein Aufschwung gezeigt, wozu besonders die ausländischen protestantischen Flüchtlinge — besonders aus Frankreich die Refugiés — beitrugen. Über eine halbe Million hat sich in deutsche Länder — Pfalz, Hessen, Brandenburg, Sachsen — ergossen. Die Leipziger Messe, durch die Einkäufe französischer Galanteriewaren seitens des polnischen Adels und den Umsatz von deutschen, holländischen und englischen Tuchen gehoben, blühte auf. 1710 erschien das erste Meißener Porzellan im Handel.

Das Bauwesen bot um das Jahr 1700 ein Bild barbarischer Zerstörung, — Durlach, Worms, das Heidelberger Schloß, zahlreiche Burgen am Rhein waren in Ludwigs XIV. verrufenen „Réunionskriegen" zerstört — teils aber auch geschmackvoller Neuschöpfungen, wie des Durlacher Schlosses, der gleichmäßig (nach heutigem Geschmack freilich langweilig) gebauten badischen Residenz Karlsruhe, der Schloßbauten und des herrlichen Reiterstandbildes des Großen Kurfürsten in Berlin von Andreas Schlüter und besonders des Zwingers und sonstiger Schloßbauten in Dresden. Und auch gegen die Auslandssucht der Deutschen regte sich der Widerspruch: Grimmelshausen gab im Simplizissimus ein lebensvolles Bild des großen Krieges mit seinen unsäglichen Leiden, und auf dem Gebiete der Wissenschaften begründete der umfassende Geist eines Leibniz und Christian Wolf, der als erster an der Universität Halle seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, eine deutsche, von fremden Vorbildern freie Forschung.

Friedrich der Große, der nationale Held, stand persönlich, zum Bedauern der Zeitgenossen, der neuen geistigen Kultur der Heimat, die Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller herbeiführten, kühl gegenüber und bevorzugte die Franzosen. Aber sein ganzes Wesen, seine ganze Herrschertätigkeit waren urdeutsch. Mit ihm wandte sich der Geist des neuen

deutschen Bürgertums wieder dem Bodenständigen, der Natur zu. „Und so fand sich" — heißt es in Wustmanns Deutscher Geschichte — „der deutsche Bürger damals selbst wieder in einer Echtheit des Lebensgefühls, wie sie ihm seit dem Zeitalter Luthers kaum mehr beschieden gewesen war, und in einer neuen Glückseligkeit. 1765 öffnete der junge Kaiser Joseph den Wienern den Augarten und 1766 den Prater; welche behagliche Geselligkeit begann sich nun hier und im Berliner Tiergarten zu entwickeln, statt des höfischen Treibens noch vor 30 Jahren! Statt des stelzbeinigen und nackendienerigen Wesens nun welch empfindsames Wandeln schlicht bescheidener Paare, die Freundinnen Hand in Hand, die gebückten Großeltern Arm in Arm! Daneben ein Picknick einer am Boden liegenden fröhlichen Gesellschaft, dort an der hohen Hecke unter der steinernen Venus der Ringelreihen bezopfter Knaben und bereifrockter Mädchen um ein Häschen in der Grube, und draußen zwischen den Feldern auf der Wiese ein munteres Getümmel von Pferden, Rindern und Schafen. Die Perücke war schon um 1720 viel kleiner geworden, jetzt steckte man sie in den Ofen und gestattete sich nur noch an den Schläfen ein paar künstliche Ringellocken und im Nacken die zierliche Wunderlichkeit eines Männerzöpfchens mit koketter Schleife drauf. So gingen sie alle, der König Friedrich, der Dichter Lessing, der Philosoph Kant und das Wunderkind Mozart."

Auch ein neuer Stand begann um jene Zeit sich bemerkbar zu machen, den die frühere Zeit nicht gekannt hatte: der Arbeiterstand. Seine Entstehung hängt zusammen mit den neuen volkswirtschaftlichen Gedanken, zu denen die vom Merkantilsystem ausgehende allzu scharfe staatliche Bevormundung des Wirtschaftslebens und die trotz dieser Bevormundung trostlose Lage des französischen Ackerbaus geführt hatte. Die neue Lehre des „Physiokratismus" (abgeleitet von physis = Natur und kratein = herrschen) ging von dem Satze aus, daß der Reichtum eines Landes nicht, wie der Merkantilismus gelehrt hatte, in Geld, sondern in seinem Grund und Boden stecke. Er verlangte Befreiung des Ackerbaues von allen Lasten und wies jede Einmischung des Staates, wie sie sich namentlich unter der Herrschaft des Polizeistaates herausgebildet hatte, grundsätzlich zurück. In ähnlicher Art forderte Adam Smith als vornehmstes Mittel, die Leistungsfähigkeit der Arbeit zu steigern, die Arbeitsteilung und den freien, jeden staatlichen Eingriff ausschließenden Wettbewerb. Gleichzeitig mit der Verkündigung dieser neuen Lehre begann die großartigste Umwälzung in der gewerblichen Gütererzeugung: die Ersetzung der Menschenhand und -kraft durch die Maschine. Die Baumwollspinnmaschine, der mechanische Webstuhl, die Dampfmaschine kamen auf und warfen das gesamte Kulturleben der Menschheit in neue Bahnen. Die Industrie begann sich zu entwickeln, der Bürger wurde Träger dieser Bewegung, und der Arbeiter, als Ausführender, trat dem Bürger, dem Unternehmer, gegenüber, wodurch nun auch Kapital und Arbeit in einen schroffen Gegensatz zueinander traten und gegeneinander wirkten.

Noch bestand das alte Herrschaftsverhältnis der Zunft und des Meisters über den Gesellen; der Großbetrieb, der die Zahl der Gesellen ungeheuer vermehrte, hatte zur Folge, daß die Arbeiter die Umwandlung des Herrschaftsverhältnisses in ein freies Vertragsverhältnis forderten. Dieses Verlangen macht den Hauptteil der jetzt folgenden wirtschaftlichen Kämpfe aus.

Der ganze geniale Staatsbau war unter einem Genie wie Friedrich dem Großen, der alle Verhältnisse klar durchschaute und in seinem eisernen Fleiß nicht müde wurde, auch um das Kleinste sich selber zu kümmern, wohl aufrechtzuerhalten gewesen. Als sein alles durchdringender Scharfblick und Wille fehlten, setzte der Verfall ein, der unter der furchtbaren Belastungsprobe der Napoleonischen Kriege zu einem völligen Zusammenbruch wurde. Die wichtigsten Festungen hatten sich ohne Schwertstreich ergeben, der Gouverneur von Berlin verließ seinen Posten („Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht", war seine die Kopflosigkeit bezeugende Mahnung), die königliche Familie flüchtete, der furchtbare Frieden von Tilsit folgte. Preußen schien am Ende seiner Geschichte zu stehen, denn — und das war das Schlimmste — weite Schichten des Volkes standen dem Schicksal des Staates teilnahmslos gegenüber, — wie wir es heute leider wieder beobachten können, daß ein Massenunglück die Masse stumpf macht, anstatt sie zur Tat anzufeuern. Erst als die Fremdherrschaft jedem einzelnen materielle Leiden brachte, als jeder die Schmach derselben am eigenen Leibe spürte, wurde das Gefühl der Schande auch in den Herzen wach. Und so entstand allmählich bei König und Volk aus der Erkenntnis das Verlangen nach Erneuerung des Lebens. Preußen zu einem nationaldeutschen Staat zu machen und durch Beteiligung des Volkes am öffentlichen Leben eine lebendige Staatsgesinnung und tätige Vaterlandsliebe zu wecken, war das Ziel des aus einem nassauischen, reichsfreiherrlichen Geschlecht stammenden, 1757 geborenen Freiherrn vom Stein. Dieses Streben wurde der Kernpunkt der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung.

Nach drei Richtungen hin zeigte sich der Neubau, der den alten kleinlichen Geist besiegte und das so tief gesunkene deutsche Volk unter Preußens Führung zu so Großem befähigte:

in der Neugestaltung des Heeres,
in einem politischen und sozialen Neubau,
in einer Umgestaltung des geistig-seelischen Lebens.

Die Neugestaltung des Heeres ist Scharnhorsts Werk, das er in Gemeinschaft mit Gneisenau, Boyens und anderen durchführte. Die ausländische Werbung, die naturgemäß nur Söldner, nicht begeisterte Vaterlandsverteidiger liefern konnte, wurde endgültig beseitigt und die allgemeine Wehrpflicht grundsätzlich ausgesprochen, 1814 gesetzlich eingeführt. Die entehrenden Strafen, wie Prügel und Spießrutenlaufen, die bei vaterlandslosen Söldnern entschuldbar sein mochten, wurden ab-

geschafft, das stark überalterte Offizierskorps, das Hauptleute von sechzig und mehr Jahren in seinen Reihen hatte, verjüngt und von unlauteren Elementen gesäubert, und unter Beseitigung der Geburtsvorrechte eine bestimmte Vorbildung und dienstliche Tüchtigkeit vom Offizier verlangt. Neben das stehende Heer trat — infolge der mit dem „Aufruf an Mein Volk" verbundenen Verordnung vom 17. März 1813 — die Landwehr. Die Bestimmung des Tilsiter Friedens, wonach nur 42000 Mann unter Waffen gehalten werden durften, wurde umgangen, indem man nach dem sogenannten Krümpersystem zahlreiche Soldaten einzog, nach kurzer Ausbildung entließ und wieder neue Rekruten einberief, so daß der König schließlich über ein großes, wohl ausgebildetes Heer verfügte.

Die Militärreform hing eng zusammen mit dem politisch-sozialen Neubau. Da war zunächst die Lage des Bauernstandes, die so traurig war, daß eine wirtschaftliche Gesundung nur möglich schien, wenn der Bauer auf seinem eigenen Grund und Boden war und für sich arbeiten konnte, und wenn die Möglichkeit gegeben war, daß verschuldeter Boden an zahlungskräftige Käufer, auch Bürger, übergehen konnte, was bis dahin ausgeschlossen war. Darauf ist das Edikt von 1807 betreffend „die Aufhebung der Leibeigenschaft und erleichterten Verkehr der Grundstücke" zurückzuführen: vom 1. November 1810 ab gab es in Preußen nur noch freie Leute. Diesem Vorteil stand die Gefahr gegenüber, daß die Bauernhöfe jetzt durch den Großgrundbesitz aufgesogen werden würden, eine Gefahr, die erst durch die Gesetzgebung von 1850 beseitigt wurde. Von größerer Bedeutung, wenigstens für die damalige Zeit und die augenblickliche Not, war die Neuorganisation der Verwaltung: es wurden fünf Staatsministerien gebildet: Äußeres, Inneres, Krieg, Finanzen, Justiz, und das Staatsgebiet in Provinzen mit je einem Oberpräsidenten an der Spitze eingeteilt. Von besonderem Einfluß aber war die 1808 erlassene Städteordnung, die die brachliegenden Kräfte im Volke zu selbsttätiger Mitarbeit wachrief. Alle Verwaltungszweige, mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit, der Polizei und des Schulwesens, wurden den Städten zur eigenen Verwaltung übertragen, damit die Bevormundung der städtischen Verwaltungen durch den Staat aufgehoben und in eine bloße Aufsicht verwandelt. Eine von den stimmfähigen Bürgern — über die Stimmfähigkeit entschied das Einkommen und ein selbständiger Beruf — gewählte Stadtverordnetenversammlung beaufsichtigte die Verwaltung und war beschließende Körperschaft, während ein aus einem oder mehreren Bürgermeistern und Stadträten (Senatoren, Ratsherren) bestehender, von den Stadtverordneten gewählter Magistrat die Verwaltung leitete und die Gemeindebeschlüsse durchführte. In den aus Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und anderen Bürgern zusammengesetzten „Deputationen" wurde die praktische Erfahrung der Bürger für das Gemeinwohl nutzbar gemacht. Diese Einrichtung hat sich vortrefflich bewährt: die Städte sind Brennpunkte der Zivilisation geworden, Selbstvertrauen und das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit hoben sich sofort zum Heile des

Ganzen. Dem Reichsfreiherrn vom Stein, der knorriges Wesen und trotzigen Sinn mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit verband, ohne eine Spur von Menschenfurcht, von tiefer Frömmigkeit und vom Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes erfüllt war, ist dieser Sieg der idealen Kräfte zu danken. Sie führte auch zu einer völligen Umstellung des geistig-seelischen Lebens. Eine rechte Staatsgesinnung hatte sich bei dem unfertigen Zustand der Staaten und dem Bevormundungssystem des aufgeklärten Despotismus nicht bilden können, und die Folge war ein ästhetisches Bildungsideal gewesen, das sich in der Tonkunst und Dichtkunst auslebte. Händel und der große Kirchenmusiker Bach gehörten der ersten, Mozart, Haydn und Beethoven der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Was für die Musik Wien war, wurde Weimar für die Dichtung. Durch Kloppstock und Lessing, jener in seinem Messias und seinen Hermannsdramen, dieser durch sein echt deutsches Lustspiel Minna von Barnhelm. Hierdurch vorbereitet, erlebte die Dichtkunst eine zweite Blüte in ihren größten Vertretern. Wohl waren Schiller (wie seine Gedichte „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler" erkennen lassen) und Goethe, beide hoch über ihre Zeit und Umwelt hinausragend, in weltbürgerlichen Gedanken befangen und stellten das allgemein menschliche über das nationale Empfinden; aber im Tell hat doch Schiller das heilige Recht der Notwehr eines Volkes verewigt, (besonders in den Worten Stauffachers:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht . . .
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist uns das Schwert gegeben)

und auch Goethe schuf Dichtungen urdeutschen Charakters: das Epos Hermann und Dorothea, den Götz von Berlichingen, in dem Herder mit Recht „ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit" entdeckte, — und schließlich seine Lebensarbeit, das Riesenwerk des Faust, in dem er uns diese kerndeutsche, grüblerische Volksfigur mit ihren gewaltigen Seelenkämpfen zwischen Glauben und Wissen, zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen vor Augen führt. Dann aber machte die Schmach der Fremdherrschaft dem Volke klar, daß nur im nationalen Staat das Heil zu suchen sei, und daß dessen Wiederaufrichtung volle Hingabe an ihn und große Opfer verlange. Der im Deutschen schlummernde Idealismus erfüllte das Volk mit heiligem Ernst und neu aufbrausender, tiefer Liebe zum Vaterlande. Johann Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation", die nicht Hilfe von außen, sondern Selbstbesinnung und praktische Tätigkeit forderten, Schleiermachers religiöse Reden, die Scheinheiligkeit und Freigeisterei in gleichem Maße bekämpften und auf wahre, innere Religiosität drangen, Ernst Moritz Arndts Schrift „Vom Geist der Zeit", die die Zeitverderbnis und ihre Ursachen beleuchtet und auf die Erweckung eines besseren, vaterländischen Geistes hinarbeitet, machten ungeheuren Eindruck auf alt und jung, während Immanuel Kant

in seiner Sittenlehre den fast vergessenen Begriff der Pflicht in vollster Strenge wieder herstellte, und der Turnvater Jahn im Turnen und Wandern die seelische und körperliche Trägheit überwand. Ihren Mittelpunkt fanden diese Bestrebungen, die alle eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Volkes bezweckten, in der Universität zu Berlin, die 1810 durch Wilhelm von Humboldts rastlosen Eifer eröffnet werden konnte.

So trafen die Worte des Königs in seinem Aufruf ein in seinem tiefsten Grunde verändertes Volk; fortgerissen von der allgemeinen Stimmung, hatte Friedrich Wilhelm III. als erster preußischer König den Entschluß gefaßt, sich an sein Volk selbst zu wenden, es zum letzten entscheidenden Kampfe für sein Dasein, seine Unabhängigkeit, seinen Wohlstand aufzurufen. Und in den Freiheitsliedern Arnds, Körners und anderer fand diese Stimmung begeisterten und begeisternden Widerhall und neue Nahrung. So vollzog sich die Wendung des Volkes vom Weltbürgertum zum nationalen Staat, die Durchsetzung des preußischen Staates mit deutschen Gedanken. Der Menschheit wurde klar, daß ein Volk ohne Ehre nicht leben kann, daß aber seine Kraft unüberwindlich ist, wenn es, innerlich geläutert, um seine Ehre kämpft. Was Preußen in jenen schweren und doch so erhebenden Jahren geleistet hat, blieb dem gesamten deutschen Volke unverloren.

Elfter Abschnitt:

Das 19. Jahrhundert

(1815—1914)

Die ersten Jahrzehnte des mit Napoleons Sturz beginnenden neuen Zeitalters sind der inneren Entwicklung der deutschen Staaten gewidmet. Das alte Deutsche Reich war 1806 zu Grabe getragen, und nachdem auch der von Napoleon gestiftete Rheinbund infolge der Siege der Verbündeten aufgelöst war, war ein neues politisches Gebilde entstanden: der Deutsche Bund, ein lockerer Verein von 39 selbständigen Staaten, unter ihnen die Großstaaten Preußen und Österreich und die vier freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M. Haupt des Bundes war Österreich. Gemeinsame Vertretung war der Bundestag, der in Frankfurt tagte. Sonst aber war die Macht des Bundes sehr gering; er hatte weder eigene Gesetzgebung noch eigene Finanzhoheit, vielmehr lag die Souveränität allein bei den Gliedstaaten. Die romantischen Weltbeglückungsgedanken des russischen Kaisers Alexander führten zur „Heiligen Allianz" mit Preußen und Österreich, die die Grundsätze der christlichen Religion als Mittel der Erhaltung des Friedens erklärte, dabei am streng patriarchalischen Regiment festhielt, politisch aber zu keiner Auswirkung kam. Vielmehr ging das Streben des Volkes, besonders der Gebildeten und unter diesen wieder der akademischen Jugend, auf nationale Einigung und auf Anteilnahme an der Regierung; diese letztere wurde von dem österreichischen Staatskanzler, dem frivolen, aber klugen und gewandten, jeder Neuerung abholden Fürsten Metternich heftig bekämpft, und da man die beiden Ziele nicht klar auseinander hielt, wurde auch das Ziel nationaler Einigung bekämpft, und eine schmähliche Demagogenriecherei war die Folge, der später junge Männer wie Fritz Reuter, Gottfried Kinkel u. a. zum Opfer fielen. Doch gingen die Kämpfe um die die Volksrechte regelnden Verfassungen weiter: diese waren im Art. 13 der Wiener Bundesakte verheißen, die kleinen und mittleren Staaten kamen dem Verlangen nach, in Preußen und Österreich aber unterblieb das. Hier wurde die Reaktion Losung, der Rückschritt: die heiligen Gefühle, die das Volk zu den Befreiungskriegen begeistert hatten, wurden verlacht, für Volksbildung und wirtschaftliche Hebung geschah nichts, das ganze Streben der Regierung ging dahin, die auftauchenden Freiheitsgedanken zu unterdrücken. Dieser Liberalismus, der oft mit der Demokratie verwechselt wird, wünscht zwar

auch die Beteiligung des Volkes an der Schicksalsbestimmung des Staats, doch besteht ein grundlegender Unterschied: der Liberalismus erkennt und betont die Verschiedenheit der einzelnen Menschen, für die er freie Entwicklungsmöglichkeiten verlangt; die Demokratie dagegen betont die Gleichheit aller, was bekanntlich mit den Tatsachen in schroffstem Widerspruch steht. Enttäuschung und Unmut waren die Folge, und auch das erste Zeichen von Entgegenkommen des preußischen Königs, daß er 1823 die in den acht Provinzen bestehenden ständischen Provinziallandtage einberief, fruchtete nichts, denn den Ständen wurde nur beratende Stimme zuerkannt. Nur auf wirtschaftlichem Gebiet geschah, durch den Preußen Maaßen vorbereitet, den Württemberger Friedrich List hauptsächlich angeregt, eine entscheidende Tat: die Gründung des Zollvereins 1833 und 1834, dem die meisten Staaten sich anschlossen. Dies hatte die Folge, daß der in 39 Staaten zerrissene Bund wenigstens in wirtschaftlicher Hinsicht dem Auslande gegenüber als einheitliches Gebiet erschien, und daß die den Handel und Verkehr lähmenden inneren Zollschranken verschwanden.

Es folgen jetzt in rascher Aufeinanderfolge die Revolution von 1848, die preußische Verfassung von 1848 und 1850, der Tod Friedrich Wilhelms IV., der Regierungsantritt Wilhelms I., die Konfliktszeit unter Bismarcks Führung, der dänische Krieg, die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich durch den Krieg von 1866 und endlich die Einigung der deutschen Stämme zum Deutschen Reich — unter Ausschluß Österreichs — auf Grund des siegreichen Krieges gegen Frankreich 1870/71, die Kaiserproklamation zu Versailles und der Erlaß der Reichsverfassung, (wie das in der Deutschen Geschichte — Band 24 dieser Sammlung — ausführlicher dargelegt ist).

Auch nach außen dehnte das neugeschaffene Reich seine Macht aus, indem es 1884 mit der Gründung von Kolonien begann. Seit diesem Jahre wurden weite Gebiete in Südwest- und Ostafrika, Kamerun, Togo, der Nordosten von Neuguinea, der Bismarckarchipel, die Salomon- und Marschallinseln erworben. 1897 wurde die Bucht von Kiautschou besetzt; 1899 erwarb das Reich durch Kauf die Mariannen- und Karolinen- und zum Teil die Samoa-Inseln. Auf allen Meeren wehte achtunggebietend die deutsche schwarz-weiß-rote Flagge, die zugleich den mächtig aufblühenden überseeischen Handel wie den nie dagewesenen Aufstieg des Volkes auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet deckte. Deutschland wurde unter Bismarcks genialer Leitung führende Macht: die aus dem russisch-türkischen Kriege entstandenen Wirren im Orient wurden auf dem von Bismarck zusammenberufenen Berliner Kongreß beigelegt. Der Friede wurde trotz der Rachegelüste Frankreichs aufrechterhalten: das Dreikaiserbündnis zwischen dem Deutschen Reiche, Österreich und Rußland schützte ihn. So blieb es, solange Bismarck die Politik leitete. Als aber Kaiser Wilhelm I. und bald nach ihm sein schwergeprüfter Sohn Friedrich III.

(1888) gestorben waren, und in **Wilhelm II.** (1888—1918) eine unruhige, halb in romantischen, halb in modernen Gedanken befangene, stark impulsive, dabei nicht zielklare Persönlichkeit auf den Thron kam, die ihr „eigener Kanzler" sein wollte, und 1890 der Kaiser Bismarck aus seinen Ämtern entließ, da setzte eine unselige Schaukelpolitik ein: Rußland wurde fallen gelassen und in den Dreibund das unsichere Italien aufgenommen. In der inneren Politik aber machten sich zwei internationale Erscheinungen breit, die der Kaiser, obwohl beide in engem geistigem Zusammenhang standen, teils begünstigte, teils vor den Kopf stieß: das Judentum und die Sozialdemokratie, — Kräfte, die berufen waren, ihn und das Reich später in gemeinsamem Zusammenwirken zu stürzen.

So war Deutschland 1914 wirtschaftlich und technisch auf der Höhe, — innerlich aber war der Boden untergraben, so daß es der schweren Belastungsprobe, die der Weltkrieg brachte, nicht standhielt.

◆

Die kraftvolle Einigung des deutschen Volkes unter Preußens Führung hatte kühne patriotische Hoffnungen auf Errichtung eines nationaldeutschen Staates gezeitigt, sie aber nicht verwirklicht. Die 1815 gefundene Lösung, die Zusammenfassung der deutschen Staaten einschließlich Österreichs zu einem lockeren Bunde, versprach von vornherein keine Dauer; nur eine starke Vormacht, mochte sie Preußen oder Österreich heißen, konnte die Einheit bringen. So setzte sich der Kampf zwischen diesen beiden Mächten fort. Das gebildete Bürgertum aber, besonders die Jugend, ließ die schöpferischen deutschen Gedanken sich weiter entwickeln: Professoren und Studenten brachten, als sie in die Hörsäle zurückkehrten, die Stimmungen mit, die sie im heiligen Kriege gehegt und miteinander ausgetauscht hatten, und das bisherige studentische Leben mit seinen rauhen Trinksitten und dem ins Ungeheure gewachsenen Duellwesen (in Jena mit seinen 350 Studenten fanden 1815 in einer einzigen Woche 147 Duelle statt) schien denen, die ihren Mut schon auf den Schlachtfeldern bewährt hatten, unwürdig. So entstand die allgemeine deutsche **Burschenschaft**, die sittliches und wissenschaftliches Streben, sowie tüchtige Ausbildung der Persönlichkeit an Leib und Geist erstrebte. Aber je mehr — namentlich unter Metternichs Einfluß — die begeisterungsfrohe Bewegung von 1813 verunglimpft, ja verspottet wurde, die hohen Reden und Lieder von Fichte, Arndt und Körner als „Freiheitsgeschrei" beschimpft wurden, um so leidenschaftlicher gebärdete sich der Freiheitsdrang der Jugend, die zugleich mit dem gesamten gebildeten Bürgertum heiß die deutsche Einheit erstrebte. Da geschah manch Überschwängliches: daß bei der Wartburgfeier (1817) unter Nachahmung der Verbrennung der Bannbulle durch Luther, reaktionäre Schriften, dazu ein Korporalstock, ein Schnürleib und eine Perücke als Symbol der Unfreiheit und Undeutschheit verbrannt wurden, war vielleicht eine Torheit, aber man

stempelte sie zum Verbrechen, und als nun gar 1819 der russische Staatsrat Kotzebue, der sich durch seine seichten Lustspiele und durch Angebereien verhaßt gemacht hatte, von dem fanatischen Burschenschafter Sand ermordet wurde, setzte sich die Reaktion durch: die Burschenschaften wurden geschlossen, das Turnen verboten und eine eigene Kommission zur Verfolgung der Demagogen eingesetzt, die Presse wurde gefesselt, eingeschüchtert, mundtot gemacht, das öffentliche Leben, das eben angefangen hatte, sich zu regen, schwand, der Deutsche war wieder „Weltbürger", der in beschaulicher Ruhe im Biedermeierzimmer und in Biedermeiertracht sich für den Freiheitskampf der Griechen begeisterte, den „edlen Polen" zujubelte, an den Parteikämpfen des Auslandes mit ganzer Seele teilnahm, aber sich um das eigene, von oben gelenkte Vaterland nicht kümmerte. Und doch: ein Ziel blieb den Deutschen unverloren: die Sehnsucht nach Einheit. Bei der Rheinbedrohung durch Frankreich (1840) zeigte sich das: überall sang man Beckers Rheinlied, das jetzt entstand („Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein"), „Die Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles" folgten. Der Tag der Grundsteinlegung des Kölner Doms, dessen Weiterbau seit 1526 unterbrochen war, wurde (1842) zum nationalen Fest, die Walhalla bei Regensburg entstand als Ehrenhalle zum Andenken an große Deutsche, und auf den rauschenden Höhen des Teutoburger Waldes erhob sich, das erhobene Schwert zum Schutze der Heimat gegen Westen gerichtet, das Denkmal des Cheruskers Armin. Da diese nationale Stimmung kein Organ hatte, brachte man sie bei allen möglichen Tagungen, bei Schmausereien und beim Becherklang zum Ausdruck. Und als in Dänemark die eiderdänische Partei Schleswig an sich reißen wollte, wurde das Trutzlied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" zum Symbol der deutschen Ehre.

Wenn so auch das politische Leben erstarrt war, hat das absolute Königtum in Preußen doch wichtige Aufgaben gelöst: die Staatsverwaltung wurde durch Einteilung in Provinzen, Regierungsbezirke und Kreise einheitlich geregelt, die allgemeine Wehrpflicht gefördert, in kirchlicher Beziehung eine „Union" des lutherischen und reformierten Bekenntnisses zur „evangelischen Landeskirche" herbeigeführt, und das geistige Leben durch die Stiftung der Universität Bonn und zahlreiche höhere und niedere Schulen gehoben. Besonders wurde auf wirtschaftlichem Gebiet durch Gründung des Zollvereins Großes geleistet, auch eine Münzeinheit (1 Taler = 30 Silbergroschen = 360 Pfennige) eingeführt.

Als dann aber die Auseinandersetzung mit Österreich, wo alles geistige Leben erstarrte, Staatswirtschaft und Finanzen immer mehr zerfielen, zugunsten Preußens erfolgt und dann 1870/71 die deutsche Einheit erkämpft war, vollzog sich diese rasch auch auf wirtschaftlichem Gebiet: die Einführung der Münzeinheit und der Goldwährung (1 Mark = 100 Pfennige), die Gründung der Reichsbank, die Vereinheitlichung des Postwesens als Domäne des Reichs in Verbindung mit der Gründung des

Weltpostvereins, ein Werk des Generalpostmeisters Stephan, sind die bedeutendsten Zeichen dieser Einigung.

Von größter Bedeutung wurde die Schaffung eines einheitlichen Rechts, zunächst auf dem Gebiete des Strafrechts. Das Reichsstrafgesetzbuch wurde erlassen, das jetzt allerdings in vielen Punkten veraltet ist und dringend einer Erneuerung bedarf, an der seit Jahren durch einen vom Reichstage eingesetzten Ausschuß gearbeitet wird. Ferner auf dem Gebiet der Gerichtsverfassung: es wurden im ganzen Reiche Königliche, Großherzogliche, Herzogliche, Fürstliche und Hanseatische Amts-, Land- und Oberlandesgerichte (in Berlin führt dieses Gericht den Namen Kammergericht) mit überall gleicher Zuständigkeit eingerichtet, zu denen als höchste Instanz das Reichsgericht in Leipzig trat, und die Rechtspflege wurde im ganzen Reichsgebiet unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen, unabsetzbaren, darum dem Parteieinfluß entzogenen Richtern übertragen. Endlich fand das Privat- (Zivil-) Recht[23] eine einheitliche Zusammenfassung im Bürgerlichen Gesetzbuch. Der Rechtszustand war bis dahin stark zersplittert: ein Drittel der Bevölkerung etwa lebte nach „gemeinem", d. h. auf römischer Grundlage beruhendem, durch kanonisches (d. h. kirchliches) und deutsches Recht beeinflußtem Recht, etwa ein Sechstel nach dem „code (= Gesetzbuch) Napoleon", die andere Hälfte nach deutschen Sonderrechten, unter denen wieder das sächsische, bayrische, badische, hessische und besonders das Allgemeine preußische Landrecht (von 1793) zu unterscheiden sind. Durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, das am 1. Januar 1900 Gesetzeskraft erlangte, wurde der ungeheure Erfolg erzielt, daß die wichtigsten Rechtsvorschriften, insbesondere für die Geschäfte des täglichen Lebens, nunmehr einheitlich für das ganze Reich geregelt wurden. Freilich ist nicht zu verkennen, daß viele Gebiete, namentlich solche, die dem römischen Recht entstammen, dem deutschen Rechtsempfinden widersprechen.

Ganz besondere Umwälzungen haben sich in dem in Rede stehenden Zeitraum auf dem Gebiete der Volkswirtschaft vollzogen. Sie lag nach den Befreiungskriegen, besonders nach der Katastrophe von 1807 tief danieder, hat sich dann aber durch angestrengte Arbeit des Volkes rasch erholt. Grundlegend war hierbei die Vermehrung der Bevölkerung, die von 28 auf 68 Millionen Einwohner stieg. Sie hat erfahrungsgemäß, namentlich auf einem wirtschaftlich noch jungfräulichen Boden, wie es das damalige Deutschland war, immer entweder Verelendung der Massen oder Aufstieg zur Folge. Hier ist der letztere zu verzeichnen: die Lebensdauer ist bei den Männern von 36 auf 45, bei den Frauen von $38^1/_2$ auf

[23] Das Privat- (im Gegensatz zum öffentlichen) Recht oder bürgerliche Recht behandelt diejenigen Rechtsverhältnisse, in denen der einzelne Mensch in Beziehung zu einem andern tritt, in denen also die Menschen als Privatpersonen miteinander verkehren. Dahin gehören die zahlreichen Geschäfte des täglichen Lebens: Kauf, Miete, Pacht, Darlehen, Schadenersatz, Hypotheken- und Grundstücksverkehr, Familien- Ehe- und Vormundschaftsrecht, Errichtung von Testamenten und dergleichen.

$48^1/_3$ Jahre gestiegen, die Säuglingssterblichkeit sank allein in den zehn Jahren von 1871 bis 1881 von $28^1/_2$ auf 15 v. H., ist aber noch immer sehr hoch im Vergleich zu andern Ländern (Holland zählt nur 8,7, Schweden und Norwegen 7, Neuseeland 5%), — die Auswanderung sank von jährlich 50 000 auf 10 000, während die Einwanderung, leider auch von Ostjuden, also rassisch minderwertigen Elementen, sich hob, — ein sicheres Zeichen, daß die Lebensmöglichkeiten sich gebessert haben. Das zeigen auch die Spareinlagen: diese betrugen 1815 in Preußen 16 Millionen, 1914 dagegen 13 Milliarden Mark, — ein Beweis, daß auch die breite Masse des Volkes an diesem Aufstieg teilgenommen hat, was auch der stark vermehrte Verbrauch von Fleisch, Zucker, Südfrüchten, Tabak, Wein, Büchern zeigt, während der Verbrauch von Branntwein von 6 auf 2,8 Liter, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, zurückgegangen ist.

Diese Fortschritte waren nur möglich durch große wirtschaftliche Umwälzungen, die sich in der Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebiets und in der Umwälzung der sozialen Schichtung und der Betriebsorganisation zeigten.

Vor hundert Jahren gab es nur ein Nebeneinander vieler kleiner Wirtschaftsgebiete, die so unabhängig voneinander waren, daß etwa in einer Stadt Hungersnot, in einer Nachbarstadt Überfluß herrschen konnte, daß auch die Preise in eng aneinandergrenzenden Gebieten ganz verschieden waren. Das hatte seinen Grund in den elenden Verkehrsverhältnissen, die die Getreideausfuhr stark behinderten — Preußen hatte 1830 nur 3 500 Kilometer Kunststraßen (1914 bereits 250 000, wovon 100 000 auf Eisenbahnen fielen) — und in der politischen Zerrissenheit mit ihrem Wirrwarr im Zollsystem: Preußen allein zählte im Jahre 1815 außer der städtischen Accise 67 verschiedene Zolltarife; erst unter dem Obersteuerdirektor Maaßen wurden die Zölle an die Landesgrenze verlegt, und endlich wurde 1833/34 durch den Zollverein eine Einigung herbeigeführt, die sich aber erst in den achtziger Jahren durch den Anschluß der Hansestädte vollendete. Angeregt war der Zollverein hauptsächlich durch den Württemberger Friedrich List, dessen Namen wir über den glänzenderen Namen der Befreiungskriege um so weniger vergessen sollten, als er, von seiner Zeit nicht verstanden, in Verbitterung durch Selbstmord endete. Er hat, weil jetzt die Staaten des Zollvereins als einheitliches Wirtschaftsgebiet erschienen, und die Handel und Verkehr lähmenden inneren Zollschranken schwanden, auch der politischen Einigung kräftig vorgearbeitet.

Dazu kam die Umwälzung der sozialen Schichtung. Deutschland gehörte vor 100 Jahren zu 75, und wenn man die Ackerbürger der kleinen Städte mitrechnet, zu 80 bis 85% der Bevölkerung zur Landwirtschaft; Kapitalisten wie Lohnarbeiter gab es nur wenige, viele Gebiete wie Spinnen, Weben, Brauen, Backen, Seifenkocherei wurden nebenberuflich von der Landwirtschaft mit besorgt. Verkehr und Handel be-

schäftigten noch wenig Leute, das Beamtentum war noch wenig zahlreich. Bauern und Handwerker wurden geleitet von einer meist adligen Grundherrschaft, die in Heer und Verwaltung zugleich alle maßgebenden Stellen inne hatte. 1914 dagegen ist nicht mehr die Landwirtschaft, sondern es sind die Gewerbe die führenden Berufsgruppen, besonders seit den fünfziger Jahren. Dabei ist infolge der immer stärker werdenden Arbeitsteilung und Spezialisierung im Handel, Verkehr und Gewerbe eine große Anzahl neuer Gewerbe hervorgetreten, und damit hat sich auch die soziale Schichtung gewandelt: das Handwerk ist stark zurückgegangen, ein großer Landarbeiterstand hat sich gebildet, im Handel, Verkehr und Gewerbe waren 1914 über ein Drittel der Gesamtbevölkerung beschäftigt. Die kleinen Betriebe wurden nach und nach von den großen beiseite geschoben, und nur in der Landwirtschaft haben sich die Kleinbetriebe etwas vermehrt, während die Nebenbetriebe, wie Zucker-, Spiritus-, Butterverarbeitung fast ganz vom Großbetrieb erfaßt sind.

Ebenso hat sich die Siedlungsweise verschoben: aus einem vorwiegenden Land- ist ein Stadtvolk geworden, besonders in den Großstädten: 1815 gab es nur zwei Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern (Berlin und Hamburg), 1914 bereits 55. Der Großhandel Preußens ist von $^1/_4$ Milliarde in Einfuhr und etwas mehr in Ausfuhr, also zusammen einer starken halben Milliarde im Jahre 1828, auf zusammen 21 Milliarden im Jahre 1914 gestiegen, hat sich also in 85 Jahren vervierzigfacht.

Bei dieser Entwicklung kann man drei große Abschnitte unterscheiden, bei denen die Jahre 1815, 1850, 1880, 1914 die Grenzzahlen bilden.

Der erste Zeitabschnitt (1815—50) wird beherrscht durch Umwälzungen in der Landwirtschaft, besonders durch die Agrarreform Preußens, die die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft der Bauern brachte. Fortan hatten zwar die Bauern freies Eigentum, aber auch ihre Rechte wie das Recht auf Jagd, Fischerei, Weide- und Spreunutzung fielen fort, und dadurch, daß der Bauer „frei" wurde, wurde er oft zum Verkauf seines Hofes gezwungen, denn er entbehrte nunmehr auch der Hilfe, die ihm früher die Gutsherrschaft gewährt hatte: so kam das Bauernlegen, d. h. der Ankauf der Bauernstellen durch die Grundherrschaft, gegen das die preußischen Könige schon kräftig, wenn auch mit wechselndem Erfolge vorgegangen waren, wieder auf, die Landflucht und Leutenot begann. Die heimischen Arbeiter mußten durch slavische (hauptsächlich russische und polnische) Arbeiter, sogenannte „Sachsengänger", ersetzt werden, die ihrerseits wieder zur Rassenverschlechterung des Volkes beitrugen. Ein weiterer Übelstand war, daß sich diese Regulierung der Besitzrechte nur auf „spannfähige", d. h. größere und alte Bauernstellen bezog, nicht auf die kleinen und neu angesetzten Bauern, wodurch diese im Osten zum großen Teil in landlose Arbeiter (Tagelöhner) umgewandelt wurden. Ihren Abschluß fand diese Agrargesetzgebung unter dem Einfluß der Revolutionsjahre (1850) durch die Errichtung von Ren-

tenbanken, die den Zweck hatten, das Rechtsverhältnis zwischen Gutsherr und Bauer vollständig auf- und abzulösen. Der ständigen Abwanderung der Bauern, namentlich ins Ausland, aber auch in die Städte, wo sie das städtische Proletariat vermehrten, suchte die Regierung durch Ausgabe kleiner Rentengüter, sowie durch Förderung des Höfe- und Anerbenrechts[24] und der Fideikommisse[24] zu wehren.

In der Wirtschaftsweise waren die Lehren von Justus von Liebig (1803—73) herrschend geworden, die darauf beruhten, daß jede Pflanze dem Boden bestimmte Teile entziehe, die ihm ersetzt werden müßten; das hatte eine gewaltige Hebung der Landwirtschaft, eine Verminderung der Brache und Stoppelweide, die Einführung des Zuckerrübenbaues und der künstlichen Düngung zur Folge.

Langsamer ging die Entwicklung der Gewerbe vor sich, die Technik war noch wenig vorangeschritten, die Maschinen meist aus Holz. Nur die Weberei schwang sich durch Erfindung der Spinnmaschine empor, die das Spinnrad verdrängte. Die mechanische Baumwollweberei verdrängte langsam die alte Leinenweberei. Dann kam der Bau von Maschinen aus Stahl und Eisen auf, besonders zunächst in Westfalen, im Rheinland und in Sachsen. Für eine Entwicklung im Großen fehlte aber einstweilen noch der große Markt. Doch wurde dieser vorbereitet durch Gründung des Zollvereins, durch Erweiterung des Kunststraßenbaues und demnächst durch die Eisenbahn, deren Bau jetzt begann, die aber noch ohne wesentliche Bedeutung für den weiten Verkehr war, um dann schnell ihren Siegeszug durch die gesamten Kulturländer anzutreten. (Die erste deutsche Eisenbahn wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, es folgte 1838 Berlin—Potsdam, obwohl der Berliner Postmeister meinte, man solle das Geld lieber anders wegwerfen als an ein so aussichtsloses Unternehmen; er lasse zweimal täglich eine „Diligence" nach Potsdam fahren, die aber selten voll sei; 1839 folgten die Verbindungen Leipzig—Dresden und Braunschweig—Wolfenbüttel. 1896 betrug das Eisenbahnnetz Deutschlands schon fast 50 000 Kilometer, das Europas 1/4, das der Erde fast 3/4 Millionen Kilometer.)

Der Abschnitt von 1850—80 aber brachte den Umschwung, begünstigt auch durch den Umstand, daß auch die Rechtsordnung, wie erwähnt, die alten Schranken niederlegte: ein einheitliches Handels-, Wechsel- und Gewerberecht, ein einheitliches Maß-, Münz- und Gewichtssystem (1 m = 100 cm = 1000 mm; 1 M. = 100 Pfg.; 1 kg

[24] Höferecht ist das Recht des Besitzers, in die „Höferolle" eingetragen zu werden, was die Wirkung hat, daß bei Vorhandensein mehrerer Erben der Besitz nicht zerstückelt wird. — In ähnlicher Art bezweckt das Anerbenrecht den Uebergang des ungeteilten Grundbesitzes auf einen, den „Anerben", der ein Drittel des Wertes des Nachlasses vorauserhält. — Fideikommisse (e—i ist getrennt zu sprechen) sind Besitztümer, die durch ausdrückliche Festsetzung solange in einer Familie unveräußerlich und unvererblich bleiben, als erbfolgeberechtigte Personen vorhanden sind. (Nach der Reichsverfassung von 1919 sind die Fideikommisse aufzuheben.)

=2 Pfd. = 1000 g) fand Eingang. Wie die Zeit von 1860—78 die Blütezeit des politischen Liberalismus war, so wurde auch wirtschaftlich die Forderung des „freien Spiels der Kräfte" zum Schlagwort. Die Entdeckung der Goldfelder Australiens und Kaliforniens sowie die Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franken nach dem deutsch-französischen Kriege ermöglichten es dem neugegründeten Reiche, zur Goldwährung überzugehen, und nun folgten Jahre des industriellen Hochstandes: die Zahl der Aktiengesellschaften stieg in Preußen von 123 im Jahre 1850 auf 1275 im Jahre 1874; Namen wie Krupp, Borsig, Siemens & Halske erlangten Weltruf. Die Jahre waren nicht ohne Rückschläge, zumal jetzt die Arbeiterkampfbewegung begann, — aber was bis dahin noch fehlte, war geschaffen: eine deutsche Volkswirtschaft. Mit diesem Umschwung in Verbindung stand der Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll. Der Freihandel, besonders durch die „Manchesterschule" begründet und vertreten, verwirft jeden staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben, mindestens aber die Aufhebung aller künstlichen Beschränkungen des internationalen Warenverkehrs, insbesondere der Zölle; dem gegenüber will das Schutzzollsystem zum Schutze der inländischen Erzeugnisse die Einfuhr von Waren aus dem Auslande belasten. Die Einführung des Schutzzollsystems ermöglichte gegenüber dem amerikanischen Angebot von Vieh und Getreide den Bestand und Wiederaufstieg der durch den Freihandel stark mitgenommenen Landwirtschaft.

Das Anwachsen der Industrie bewirkte, daß sich große Menschenmassen in den Städten zusammenballten, die in „Mietkasernen" untergebracht wurden. Die Landwirtschaft konnte bald nicht mehr genügend Erzeugnisse auf den Markt bringen, Getreide mußte eingeführt und zum Teil mit Erzeugnissen der Industrie bezahlt werden, die allerdings im Auslande noch das Beiwort „billig und schlecht" erhielten.

Die Zeit seit 1880, der dritte Abschnitt, brachte dann eine noch weitere Ausdehnung der Industrie, die Waren gewannen an Güte, der Ausdruck „made in Germany" (in Deutschland hergestellt) wurde aus einen Tadel ein Ehrentitel. Das Verkehrsnetz stieg auf 100 000 Kilometer Eisenbahnen, ein dichtes Fernsprech- und Telegraphennetz spann sich über das ganze Land, das Dampfschiff verdrängte das Segelschiff, der Schiffsraum wuchs ins Ungeheuere, England wurde in der Industrie überholt, überall, in Handel, Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft, zeigte sich ein stürmischer Aufstieg; neue Kanäle wurden angelegt: der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin und der Kaiser-Wilhelm-Kanal, der hauptsächlich auch militärische Bedeutung hatte. In diesen Jahren wurde Deutschland voll eingeflochten in den Weltverkehr: der Norddeutsche Lloyd in Bremen, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft („Hapag") unterhielten eine Riesenflotte von Kauffahrteischiffen (über 300 Dampfer). Die deutsche Handelsflotte, die 1870 die Hälfte der französischen betragen hatte, war 1914 doppelt so groß als jene geworden.

der Wohlstand, auch der gehobenen Arbeiterklasse, stieg; im ganzen aber kamen die Früchte dieses Fleißes und der Unternehmungslust den Unternehmern, den Großbanken und Großkaufleuten zugute, während der Mittelstand, besonders der Handwerkerstand, durch das Aufblühen der Industrie, oft schwer ums Dasein zu ringen hatte.

Zwischen dem alten Handwerk und dem neuzeitlichen Fabriksystem ist ein schwerwiegender Unterschied: Nicht die Zahl der beschäftigten Personen, nicht die Verwendung von Maschinen, nicht die Änderung des Absatzmarktes, die darin besteht, daß der Handwerker im allgemeinen auf Bestellung liefert, die Fabrik dagegen zum Angebot an die Allgemeinheit arbeitet, sind hierbei so ausschlaggebend gewesen wie die Gesinnung: der Handwerker will seine Nahrung finden, der Unternehmer will verdienen und Kapital umsetzen. Der Handwerker sucht seine Ehre in guter Arbeit, der Unternehmer (Fabrikant) im Verdienst; daher kann der Handwerker bei schlechter Arbeit verhungern, der Unternehmer wird bei schlechter Arbeit unter Umständen reich. Der Handwerker sieht im Angestellten den Mitarbeiter, den er oft in Wohnung und Kost aufnimmt, der Unternehmer den Untergebenen, der ihm seine Arbeitskraft verkauft, der ihn aber sonst persönlich nichts angeht. Die Arbeit des Handwerkers ist daher im besten Sinne des Wortes sozialistisch, die des Fabrikanten unsozial, kapitalistisch.

Der Begriff Kapitalismus wird oft — freilich meist absichtlich — mißverstanden. Kapital ist zu allen Arbeiten und Unternehmungen nötig, auch der Handwerker bedarf seiner und besitzt es zum mindesten in seinem Handwerkszeug. Unter „Kapitalismus" verstehen wir aber die Ausartung des Kapitalbesitzes und der Kapitalbenutzung in der Weise, daß die Warenerzeugung für einen unbestimmten Markt geschieht, daß ein möglichst hoher Gewinn durch den Unternehmer erstrebt wird, eine soziale Kluft zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht, und daß wesentliche Teile der Bevölkerung ein arbeitloses Einkommen beziehen, während der andere Teil darauf angewiesen ist, dem Unternehmer seine Arbeitskraft zu verkaufen.

Der Kapitalismus ist nicht etwa eine Erfindung der Deutschen und nicht eine Erscheinung der Neuzeit: die semitischen Phönizier in Tyrus und Sidon, die Karthager, im Mittelalter Florenz, Venedig und Genua, die Fugger und Welser in Augsburg, die Juden aller Länder und Zeiten, sie alle waren Kapitalisten. Er ist mit den englischen Schiffen nach Amerika gewandert und hat sich dort eine Heimstatt bereitet, — überall ist er zu finden, und er hat auch Großes geschaffen. Aber auch die schweren Schattenseiten sind nicht zu leugnen, daß er den Arbeiter zur Maschine entwürdigt, daß er Menschenleben vergiftet, Frauen und Kinder verdorben, Tiere gequält und grausam ausgenutzt, Völker entzweit und Kriege entflammt hat. Er ist es auch, der den schweren Kampf in unserm Vaterlande recht eigentlich geschürt hat, — einen Kampf, den auch die „soziale Epoche" (seit 1880) nicht hat überwinden können.

Zwölfter Abschnitt:

Soziales, geistiges, sittliches Leben

(1815—1914)

Die wirtschaftliche Freiheit und Ungebundenheit, wie sie durch Adam Smith wissenschaftlich, durch die Manchesterschule praktisch vertreten, durch die Stein'sche Gesetzgebung in Preußen eingeleitet war, hatte zu einem ungeahnten Reichtum an schaffenden Kräften und einem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung geführt, aber eben auch vielfach zu einer erbarmungslosen Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch den Starken, des Arbeiters durch den Unternehmer. Die wachsende Herrschaft der Maschine, das Sinken des Handwerks, die Herabwürdigung des Arbeiters, der bei der stets wachsenden Arbeitsteilung tagaus tagein immer nur dieselben Handgriffe zu machen hatte, zum Werkzeug ohne eigenen Willen, die durch Aufhören jeder staatlichen Regelung eintretende Überproduktion auf manchen Gebieten, die dann oft zu Krisen, zu Arbeiterentlassungen und Betriebseinschränkungen führte, und der bei manchen Unternehmern hervortretende protzige Reichtum, wirkten zusammen, die sozialen Gegensätze zu verschärfen. Diesem Individualismus trat der Sozialismus gegenüber, der die Ausschaltung des Kapitalismus forderte, was er durch Aufhebung des Privateigentums, Abschaffung des Erbrechts, Überführung der Produktionsmittel (Fabriken, Maschinen, Handwerkszeug) in den Besitz der „Gesellschaft", d. h. des Staats oder der Gemeinde, zu erreichen hoffte. Der Jude Karl Marx, welcher lehrte, daß der herrschende Kapitalismus notwendig zur Verelendung der Massen führen müsse, rief die „Proletarier aller Länder" zur Einigung und Abhilfe auf und wurde so der Begründer der internationalen, d. h. die nationale Frage gänzlich beiseite schiebenden (also besser „anationalen") Sozialdemokratie, die politisch den Volksstaat, wirtschaftlich den Kommunismus, religiös den Atheismus erstrebt. Wie einst der Bürger vom Adel, so fordert jetzt der Arbeiter vom Bürger sein Recht; das konnte nur in scharfem Kampfe geschehen. Lassalle trat, um die Folgen des „ehernen Lohngesetzes" zu durchbrechen, mit praktischen Maßnahmen hervor. Das eherne Lohngesetz lehrt, daß ein Arbeiter nie mehr verdienen könne, als zum notwendigen Lebensunterhalt unbedingt nötig sei, weil dann das Arbeitsangebot steige und damit der Lohn sinke. (Das Wachsen der Spareinlagen und die Verbesserung der ganzen Lebens-

haltung der Arbeiter im 19. Jahrhundert sind der beste Beweis für die Unhaltbarkeit dieses Gesetzes.) Lassalles praktische Maßnahme war die Gründung eines „allgemeinen deutschen Arbeitervereins". Auf diesen Grundlagen erstand, von Bebel und Liebknecht gegründet, (1869) die internationale sozialdemokratische Partei, die nun in immer wachsendem Maße die Massen an sich zog. In dieser neuen sozialen Schicht bildete sich ein besonderes, starkes Klassenbewußtsein aus, das hauptsächlich durch den Haß gegen alle Regierenden und Besitzenden, gegen die ganze Gesellschaftsordnung zusammengehalten wurde. Zwei Mordanschläge auf den alten Kaiser (1878), deren einer den greisen Monarchen schwer verwundete, und der teuflische Anschlag auf die gesamten deutschen Fürsten bei der Einweihung des Niederwalddenkmals, der allerdings infolge strömenden Regens sein Ziel verfehlte, waren die Folge, und nun erst erkannte man die ungeheuren Gefahren, von denen die Gesellschaft und die ganze Kultur bedroht war. Um ihnen zu begegnen, entschloß sich Bismarck zu zwei durchgreifenden Maßnahmen: zum Einschreiten gegen die Partei und zu einer wirksamen Sozialreform.

Gegen die Partei richtete sich das Sozialistengesetz: Vereine, Versammlungen und Druckschriften, die staats- und gesellschaftsgefährliche Ziele verfolgten, können verboten, und über Orte, in denen die öffentliche Sicherheit gefährdet erscheint, der sogenannte kleine Belagerungszustand mit Beschränkungen des Versammlungsrechts und Ausweisung verdächtiger Personen verhängt werden. Dieser Versuch, der eine geistige Bewegung mit polizeilichem Zwang eindämmen wollte, mußte scheitern; es ist derselbe Fehler, den die Reichs- und die meisten Landesregierungen jetzt gegen die nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei begehen, die sie, weil sie ihnen „staatsfeindlich" erscheint, mit allen Mitteln der Gewalt, unter schwerstem Bruch der Verfassungen zu vernichten suchen. Das Schicksal, das sich jetzt bei dieser jungen Partei zwangsläufig wiederholt, ereilte die Regierungen auch damals: dieses zunächst bis zum 31. März 1881 erlassene, dann bis 1890 verlängerte, endlich nicht wieder erneuerte Gesetz hatte die Folge, daß die sozialdemokratische Partei gewaltig anschwoll: der Reichstag hatte 1871: **2**, 1877: **12**, 1890: **35**, 1898: **56**, 1903: **88**, 1912: **110** Abgeordnete. Das Gesetz schuf ungeheueres Mißtrauen und unauslöschlichen Haß gegen die Regierung und eine starke, im Geheimen wirkende Organisation, die mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts, das im Reiche galt, sich schnell und kraftvoll verbreitete.

Die Sozialreform hatte den Zweck, die tatsächlichen Mißstände zu beseitigen oder doch nach Möglichkeit zu mildern. Die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 wurde der Ausgangspunkt der großartigen sozialpolitischen Gesetzgebung: die Arbeiterschutzgesetze gewährten den Arbeitern Schutz gegen die Folgen von Alter, Invalidität, Krankheit und Unfällen, und zwar teils durch Leistungen der Arbeitgeber, teils der Arbeiter selbst, unter Beteiligung des Reiches. Hiermit wurde ein Gesetzwerk geschaffen, das ungeheuer viel Segen gestiftet und oft die Be-

wunderung des Auslandes erregt hat, ohne von ihm nachgeahmt zu werden; nur Anfänge und Teile dieser Einrichtungen sind vom Auslande nachgemacht worden. Und dennoch wurde der ersehnte Frieden nicht erreicht. Denn auch dieses System litt an einem schweren inneren Fehler. Es stellte die Arbeiterklasse gewissermaßen als eine besondere Menschenklasse den Arbeitgebern gegenüber, die zu beobachten vielleicht anziehend war, für die zu sorgen auch wohl die Moral und namentlich das eigene Wohl gebot, die die „gebildete" Menschheit aber sonst wenig berührte. Jetzt zeigte sich die Folge der humanistischen Bildung, die das Volk vergessen ließ, daß es eine große Gemeinschaft bildete, daß auch der einfachste Arbeiter ein Volksgenosse war, auf Gedeih und Verderb mit dem Volksganzen verbunden, — eine Entwicklung, die das Volk in zwei schroff getrennte Teile, die „Gebildeten", zu denen sich dann auch überhaupt die Wohlhabenden bei oft erstaunlich fadenscheiniger Bildung zählten, und „Ungebildete" schied. Der Arbeiter trennte sich vom Unternehmer, „Arbeitgeber" und „Arbeitnehmer" traten schroff einander gegenüber, — der Offizier stand hoch über dem Unteroffizier und gar dem Gemeinen, der höhere Beamte war durch eine tiefe gesellschaftlich anerkannte Kluft von dem mittleren und dieser wieder von dem unteren Beamten getrennt. So ging ein tiefer Riß durch das Volk. Die Lohnarbeiter, denen jede politische Erziehung und Schulung fehlte, verharrten in ihrer feindseligen Haltung; was sie zuschießen mußten, empfanden sie als Last, wälzten es sogar oft auf die Arbeitgeber ab; was diese und das Reich zuschossen, sahen sie als selbstverständlich an. Zudem ist der Marxismus rein auf das Diesseits gestellt, leugnet alles nicht-materielle; die deutsche Seele aber, die für die nicht-materiellen Güter des Lebens tief aufgeschlossen ist, kann ohne diese nicht wieder genesen.

Eine andere Hemmung in der Volkskultur war, außer der mehr politischen, hier nicht näher zu berührenden Polenfrage, die Vermehrung der Juden und ihres Einflusses. Sie hatten bis in die neueste Zeit hinein (1869) eine Rechtsstellung gehabt, die sie von den vollberechtigten Bürgern schied; besonders waren ihnen die Stellen in Heer, Gericht und Verwaltung, zu denen sie sich übrigens ihrer ganzen Veranlagung gemäß nicht drängten, verschlossen. Diese Schranken waren infolge der durch die Demokratie gepredigten Gleichmacherei gefallen, sehr zum Schaden des deutschen Volkes, wenn es auch sittlich und geistig hochstehende jüdische Familien gab und gibt, die vielleicht hätten eingedeutscht werden können. Denn nun machte man bei der Gleichstellung der Juden innerhalb des Reiches nicht halt, sondern versäumte es, die Grenzen im Osten zu schließen und somit neuen Massen sittlich, kulturell und wirtschaftlich tiefstehender Ostjuden den Zutritt zu schaffen, — ein Unrecht zugleich gegen die in Deutschland bereits vorhandenen Juden. Die schlechten Eigenschaften der Ostjuden wurden nun den Juden überhaupt zugeschrieben, und ein oft roh und wüst vorgehender Antisemitismus war die notwendige Folge. Diese „Judenemanzipation" hat der deutsche Dichter G. E. Lessing,

der den Unterschied in der Religion, aber nicht in der Rasse sah, mit seinem Drama „Nathan der Weise" eingeleitet und damit, ohne es zu wollen und zu wissen, der deutschen Seele unendlichen Schaden gebracht, die schon durch seinen Freund Moses Mendelssohn und dessen populär-philosophischen Schriften in eine seichte Aufklärung geraten war. Die Gleichstellung zwischen Deutschen (oder wie man damals sagte: Christen) und Juden galt von da ab dem gebildeten Mittelstand als selbstverständlich, als Zeichen einer freien Gesinnung, während der Arbeiter in richtigem, wenn auch nicht empfundenen Rassegefühl sich von ihnen fern hielt und sich der jüdischen Geistesarbeit nur bediente, wo er sie für seine politischen Ziele gebrauchen konnte.

Neben dem rohen Antisemitismus begann sich eine ernstere Bewegung geltend zu machen, die auf die sittliche Gefährdung des Volkes und das Sinken seiner Moral hinwies und den Juden, als einer fremden Rasse, nicht den Einfluß auf unser Volksleben gewähren wollte, den sie sich kraft ihrer Intelligenz, Rührigkeit und Anpassungsfähigkeit, aber auch ihrer Eitelkeit und ihres Mangels an Gewissenhaftigkeit nun bald auf allen Gebieten aneigneten. In der Politik, wo sie die Führer der demokratischen, besonders der sozialistischen Parteien wurden, im Staatswesen und in den Gemeindeverwaltungen, in Handel und Industrie, Kunst und Schrifttum, Theater und Kino, namentlich aber in der völlig von ihnen beherrschten, oft geknebelten Presse, — überall gewannen sie Einfluß, meist die Vorhand, und der größte Teil des Bürgertums, der höchstens die Faust in der Tasche ballte, war zu feig oder zu gleichgültig, um ihnen und ihren immer stärker hervortretenden Ansprüchen entgegenzutreten; der deutsche Bürger, der sich nach getanem Tagewerk gern philiströser Ruhe am Bier- oder Skattisch hingibt, überdies die Judenfrage meist als gar nicht bestehend ansieht, ließ sie ruhig gewähren.

Das ist ja das Besorgniserregende, daß der Durchschnittsdeutsche so gänzlich unpolitisch ist. Die Neigung zu stiller Beschaulichkeit trägt er auch in das politische Leben hinein, zumal in der Verbitterung nach Bismarcks Entlassung, und Ruhe ist für ihn noch immer die erste Bürgerpflicht. Die Zersplitterung, ja Verwahrlosung in unserm politischen Leben, die es nicht vermocht hat, Sonderbestrebungen des Volkes zugunsten einer gesunden Parteigruppierung zu unterdrücken, ist nur ein Beweis fehlender politischer Erziehung. In England ist das Volk vorgeschrittener: lange Jahre hat es dort nur die zwei Parteien der Whigs und Torys gegeben, denen auch die jetzigen beiden Gruppen im Wesentlichen entsprechen, und deren Zahl erst neuerdings durch Hinzutreten der Arbeiterpartei zur Dreizahl angewachsen ist. Und doch sind fähige Köpfe und Kräfte für praktisches politisches Wirken genug vorhanden; ein Blick auf unsere blühenden Gemeinwesen zeigt das, die Gipfel- und Höhepunkte unseres Kulturlebens geworden sind. Und vor allem ist es die Unart unseres öffentlichen Lebens, dem Nächsten die gute Gesinnung abzusprechen, wenn sich seine Ansichten von den eigenen entfernen.

Auch die „Frauenemanzipation" hat zur Verschärfung der Lage beigetragen: die gemäßigte Richtung, die der Frau auf den ihr besonders „liegenden" Gebieten, wie Wirtschaft, Frauen- und Kinderheilkunde, pflegerischer Fürsorge aller Art, Armen-, Kranken- und Waisenpflege und Unterricht, Betätigung schaffen will, steht die „radikale" gegenüber, die in allem, auch in politischen Dingen, aber auch im Punkte des sittlichen Lebens die Frau dem Manne gleichstellen will. Diese Auffassung hat auch zur „Mutterschaftsbewegung" geführt, bei der sich alle Begriffe von Sittlichkeit verschieben, wie überhaupt die Grenzen im Verkehr der Geschlechter miteinander immer enger werden; von dem festen Turm der Sittlichkeit, die einst die deutschen Frauen und Mädchen auszeichnete, bröckelt Jahr für Jahr — freilich nicht nur in Deutschland — ein Steinchen ab, besonders in den Großstädten, wo öffentliche Tanzstätten, Kinos und sonstige Zerstreuungen winken, wo auch eine Beaufsichtigung der Lebensweise nicht so scharf durchgeführt werden kann wie in einer kleinen Gemeinde. Die Großstädte sind auch zwar einerseits Stätten vertiefter Arbeit, andererseits aber auch der Verflachung und der rein materiellen Auffassung des Lebens, die, durch den Materialismus genährt, überall den Sieg errang. Darwin, Haeckel, Büchners „Kraft und Stoff" wurden eifrig studiert, beherrschten die geistige Atmosphäre namentlich der Arbeiterschaft, aber auch der heranwachsenden Jugend mancher Kreise völlig. Der Materialismus führte naturgemäß zur Leugnung Gottes und zu einer grob sinnlichen Auffassung des Lebens. Freilich ist nicht zu verkennen, daß dies Versinken weitester Volkskreise im Materialismus auch Gegenkräfte erzeugt hat: ein gährendes Tasten und Suchen nach neuen Lebensformen.

Von den politischen Strömungen war das geistige Leben nicht unberührt geblieben. Die Dichtkunst stand zwar noch immer unter dem Banne des das Jahrhundert beherrschenden Namens Goethe, — aber dem Volke stand er in seiner olympischen Höhe zu hoch, zu fern, als daß er auf die Mitwelt, die große Masse, unmittelbaren Einfluß hätte haben können. Mehr Einfluß gewann eine Richtung, die der herrschenden Zeitströmung entgegenkam und die der Reaktion eine unerwartete Bundesgenossin wurde: die Romantik. Anfangs für unbedingte Freiheit des Einzelnen schwärmend, hatten die Romantiker in der glanzvollen deutschen Vergangenheit, dem Ritter- und Minnedienst, in den alten Sagen und Mären, in dem Glanze der alten Kaiserherrlichkeit, eine ergiebige Quelle dichterischen Schaffens gefunden. Das war eine Reaktion gegen den bloßen Verstand, des nationalen Gefühls gegen die weltbürgerliche, zeitlose Richtung der Klassiker. Es erschien die Märchensammlung der Brüder Grimm, das Nibelungenlied wurde ins Neudeutsche übertragen, es folgten die Dichtungen der Brüder Schlegel, von Tieck, Brentano, Arnim, de la Motte Fouqué, — aber die Romantik hatte auch ihre Kehrseite: was die politisch gerichteten Köpfe aus ihr entnahmen, waren mehr dichterisch als praktisch verwertbare Gedanken für den Aufbau eines nationalen Staates.

Sie suchten ihr Ideal, auch das politische in ferner Vergangenheit und waren wohl geneigt, aus der Wiederholung der alten geheiligten Formen eine Wiederholung des alten Glanzes zu erhoffen, während der Liberalismus dies Ideal in der Zukunft suchte, — beide verständnis- und tatenlos der Gegenwart gegenüberstehend.

Aber es entstanden auch Dichtungen, die Dauer versprachen; namentlich der Dithmarse Friedrich Hebbel schuf in den Nibelungen ein gewaltiges Bühnenwerk, das den Stoff der Siegfriedsage frei verarbeitete. Und auch die Gefühlsdichtung erlebte jetzt und in den folgenden Jahrzehnten eine wunderbare Blüte. Die Schwaben Mörike und noch mehr Uhland, der in zahlreichen Balladen mit seinem Stoff tief in das Gebiet der alten Sage und Geschichte hineingriff, der nieder(platt-)deutsche Klaus Groth, der Lübecker Emanuel Geibel, der Holsteiner Theodor Storm als fein empfindender Lyriker und Novellist, dann Theodor Fontane und Detlev v. Liliencron sind leuchtende Sterne am deutschen Dichterhimmel. Auf dem Gebiete der Erzählungskunst, besonders des Romans, stieg Willibald Alexis (Hering) in die Vergangenheit Preußens hinein und schuf treue Bilder der Menschen und Geschehnisse, während Gustav Freytag in seinen „Ahnen" die Entwicklung unseres Volkes von seinen ersten Anfängen bis in die neue Zeit hinein gestaltete, aber in „Soll und Haben" auch ein meisterhaftes Bild des bürgerlichen Lebens seiner Zeit schuf. Es folgte der Mecklenburger Fritz Reuter, der in plattdeutscher Mundart die Zustände seiner engeren Heimat beleuchtete und in „Unkel Bräsig" ein unvergängliches Bild geschaffen hat, der tiefer schürfende John Brinkmann, der sich das enge, aber poetisch anmutende Dasein der kleinbürgerlichen Kreise seiner Heimat zum Gegenstande der Dichtung nahm, und Scheffel, der in seinem Meisterroman „Ekkehard" ein noch nicht wieder erreichtes Bild klösterlichen und höfischen Lebens der deutschen Frühzeit in anmutiger Frische und Anschaulichkeit entwarf, — endlich, um nur die größten zu nennen, Wilhelm Raabe, der die tiefste Kenntnis menschlicher Seele mit sicherer Gestaltungskraft, mit Gedankenreichtum und lächelndem Humor verband.

Auch in der Musik erwies sich die deutsche Geistesmacht schöpferisch: Ludwig van Beethoven, der in seinem Schaffen alle Höhen und Tiefen der Menschenseele umfaßte, — der große Vertreter symphonischer Dichtung Johannes Brahms, — der Balladendichter Karl Loewe haben Unvergänliches gewirkt. Die letzten Jahrzehnte aber standen unter dem Einfluß Richard Wagners, der der Schöpfer einer neuen Kunstgattung wurde. Für seine Werke „Ring der Nibelungen", „Tristan und Isolde", „Parsifal" und die „Meistersinger" wurde in Bayreuth ein eigenes Festspielhaus geschaffen. Lange Jahre verkannt, ja verspottet, eröffnete sich diesem Genie erst durch die begeisterte Freundschaft des jungen Königs Ludwig II. von Bayern die Bühne, auf der er noch heute unbestritten den ersten Platz einnimmt.

Während die deutschen Künstler in der Dichtkunst und Musik aus eigener tiefer Seele schöpften, blieben auf dem Gebiet der bildenden Künste zunächst noch Italien und Frankreich führend. Aber diese Vorbilder, besonders der italienischen Renaissance, — ich nenne nur Raffael, Michelangelo, Tizian, Bellini, Paolo Veronese, — deren Werke die deutschen Künstler in Rom, Venedig, Mailand, Florenz mit heißem Eifer und beseligender Kunstbegeisterung studierten, dienten den Deutschen nicht als Gegenstand der Nachahmung, sondern nur dazu, sich an ihnen zu bilden: so blieb ihr Geist und ihr Schaffen selbständig und kerndeutsch. Cornelius und Rethel bewährten ihre Kraft in gewaltigen Bildwerken, Ludwig Richter, der mit seinem warmen, sonnigen, echt deutschen Gemüt ins Innere dringt, das tägliche Leben des Volkes freundlich verklärend, und Moritz von Schwind stiegen ins Leben des Tages und in die deutsche Märchenwelt hinein, Spitzweg wurde mit seinem köstlichen Humor in zartester Pinselführung ein unerreichbarer Schilderer des Trauten und Heimlichen, während Adolf Menzel als genialer Schilderer der Welt Friedrichs des Großen Ruhm gewann, aber auch in das unruhvolle Treiben des industriellen Lebens sich versenkte. So wuchs, an den größten Meistern herangebildet, der deutsche Geist selbständig empor, und drei Genien erstanden dem deutschen Volke: Arnold Böcklin, der Land und Meer mit Fabelwesen mannigfacher Art und die ganze Welt mit Geist und Leben erfüllte, sie mit glühenden Farben wiedergebend, — Franz Lenbach, der in der Bildnismalerei Größtes schuf, und dessen Bismarck eine würdige Verkörperung dieses Genies darstellt und ewig dauern wird, — und Max Klinger, dessen Beethoven ein Zeugnis ist, wie ein Großer einen gleichwertigen Genius in der Arbeit seiner Gedanken mit Kraft und Tiefe erfaßt. Vorbereitet war diese Bildhauerkunst durch Rauch, mit seinem Denkmal Friedrichs des Großen, und Bandel, den Schöpfer des Hermannsdenkmals im Teutoburgerwalde, während Rietschl unsere Dichtergrößen, Lessing in Braunschweig, Goethe und Schiller in Weimar, verewigte.

Die Baukunst dagegen hat im 19. Jahrhundert wenig Eigenes aufzuweisen. Zu Beginn des Jahrhunderts ahmte man im „Empire" die Formen des griechischen Altertums und die italienische Blütezeit nach, doch wirkte diese dem sonnigen Süden entsprossene Kunst, auf den Norden übertragen, oft kalt und nüchtern. Dann folgten arme und knappe Zeiten, die der Phantasie Zügel anlegten, bis man Gefallen daran fand, Barock und Rokoko unzeitgemäß und oftmals roh handwerksmäßig zu wiederholen. So sind die Namen Schinkel (München) und Semper (Dresden) doch wohl von vergänglichem Klang, Großes und Bleibendes haben sie nicht geschaffen, und auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, auf dem die Städte des Mittelalters so Großes geleistet hatten, erstand nichts von bedeutenderem Wert. Die geldknappe Zeit führte den Kunsthandwerker auf das rein Sachliche zurück, und als mit wachsendem Wohlstand ein neues Bedürfnis nach Prachtentfaltung sich langsam anbahnte,

verfiel das Kunsthandwerk mangels jeder geschichtlichen Überlieferung in sinn- und geschmacklosen, aufdringlichen Prunk.

Nach alledem hat die deutsche Kraft in der bildenden Kunst in diesem Zeitabschnitte versagt. Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts besann sich die Baukunst und das Kunstgewerbe, zur Natur und Bodenständigkeit zurückkehrend, auf ihre Aufgabe, den Schund, der sich besonders im breiten Mittelstande aller Klassen in bedenklichem Maße breit gemacht hatte, zu vertreiben. Namentlich zeigten in den „Gründerjahren" von 1872 an Kunst und Kunstgewerbe geradezu scheußliche Spuren der Entartung, — die Bauten und Straßenzüge aus jener Zeit gehören zum Häßlichsten, was man sich denken kann. Jetzt begann man, das Bürgertum zum Sinn für edlere Formen, für Schlichtheit, Schönheit und Wahrheit zu erziehen. Auf diesem Gebiete haben der Dürerbund und der Architekt Schulze-Naumburg in der Aufklärung Großes geleistet. Aber es ist doch bezeichnend, daß ein Mann wie er erst unter der nationalsozialistischen Herrschaft des Staatsministers Dr. Frick in Thüringen eine seiner Bedeutung würdige Stellung in Weimar erringen konnte, wo er Gelegenheit hat, seine Anschauungen auch in die Herzen der Jugend zu verpflanzen und in weitere Kreise zu tragen.

In den Hauptstädten der deutschen Länder erstanden Bildungs- und Schaffensstätten für heranreifende Künstler, und viele Bundesstaaten, auch die kleinen, haben Vorbildliches geschaffen. Berlin erhielt neben staatlichen Bauten und Denkmälern große Sammlungen von Gemälden und Statuen, München wurde durch Ludwig I. zur ersten Kunststadt auf deutschem Boden erhoben, Dresden und Kassel bewahrten sich ihre einzig dastehenden Gemäldesammlungen, Weimar hielt die Überlieferungen aus großer Zeit aufrecht, Meiningen und Schwerin bildeten eine hervorragende Bühnenkunst aus, und die süddeutschen Hauptstädte — Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt — wurden zu Mittelpunkten aller Kunstbestrebungen ihrer engeren Heimat, — wie überhaupt auf allen Gebieten der Kunst, auch im Schrifttum, der Heimatgedanke stark befruchtet wurde und befruchtend auf das Gemüt der Deutschen weiter wirkte.

In der Wissenschaft errang die Hochschule Berlin schnell die führende Stellung, aber alle Hochschulen hatten ihren Anteil an dem großen Aufschwung, den die in der ganzen Welt geachtete deutsche Wissenschaft nahm. Wilhelm von Humboldt als Begründer der Universität Berlin und als Sprachforscher, die Germanisten Gebrüder Grimm, die Geschichtsforscher Ranke, Treitschke und Lamprecht, die Volkswirtschaftler Roscher, Schmoller und Wagner, die Rechtsgelehrten Eichhorn und Savigny als Begründer der historischen Rechtsschule, jener auf dem Gebiete des germanischen, dieser des römischen Rechts, die Philosophen Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, die Ärzte v. Bergmann, Koch und Schleich werden dauernd ihren Ruhm behalten: sie gehören der Wissenschaft als solcher, nicht bloß der deutschen an. In der Geschichtsforschung wurde der Freiherr

vom Stein der Begründer des großen Werkes „monumenta Germaniae historica", eines gewaltigen Quellen- und Urkundenwerkes des deutschen Mittelalters, das noch heute von zahlreichen Gelehrten fortgesetzt wird. Aber nicht bloß die vier alten Fakultäten — Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin — erlebten diesen Aufschwung, sondern auch die praktischen Wissenschaften der Bau- und Ingenieurkunst und anderer technischer Fächer nahmen daran teil: der Naturforscher Alexander v. Humboldt, die Mathematiker Gauß und Weber (einer der Göttinger Sieben), die Physiker Bunsen, Helmholtz und Röntgen haben dauernden Ruf erworben und waren, wie denn überhaupt der Sinn des Volkes sich mehr und mehr dem Technischen zuneigt — sehr zum Schaden der humanistischen Wissenschaften, aber auch der seelischen Vertiefung — tonangebend für Millionen, besonders für die heranreifende Jugend.

So hat das 19. Jahrhundert wohl die deutsche Einheit, freilich unter Ausschluß vieler Millionen von Auslandsdeutschen, gebracht, hat auch den nationalen Gedanken vertieft, das Reich als feste Einheit zusammengeschmiedet, — es hat eine ungeahnte Entwicklung des technischen Wissens und Könnens, Fortschritte in Kunst und Wissenschaft und unerhörte wirtschaftliche Erfolge gebracht. Auf der andern Seite aber steht dem entgegen die Zerrissenheit des Volkes: einmal nach der religiös-kirchlichen Seite hin, indem die Spaltung in evangelisch und katholisch noch immer in alter Schärfe fortbesteht, — dann aber, und das wiegt schwerer, der Haß der werktätigen „Arbeiterklasse" gegen die Besitzenden und Gebildeten, die sie nach wie vor als ihre Ausbeuter oder doch als deren Helfershelfer betrachten. Nicht zu verkennen ist ferner die auf der materialistischen Denkweise beruhende Oberflächlichkeit und Verflachung, die weite Kreise ergriffen hat, wogegen wieder gerade in der Jugend auch ernstes Streben und Freude an der Natur, an ihrer Erfassung auf weiten Wanderungen und allen edlen Genüssen hervortritt. So ist das Bild, das sich uns 1914 zeigt, kein einheitliches. Und da das Deutsche Reich, wie jedem Einsichtigen, der nicht blind in den Tag hineinlebte, klar sein mußte, nicht bloß im Innern, sondern auch unter den Nachbarvölkern Feinde hatte, drängte sich oft die bange Frage auf, ob diese so zersplitterte Kultur Gewähr bieten könnte für eine glückliche Zukunft, für eine Ewigkeitsdauer des Reiches. Stimmen, die zur nationalen Sammlung riefen, verhallten ungehört.

Ausklang

Die lange gefürchtete Belastungsprobe kam, der Weltkrieg entbrannte; sein Ende ist durch Versailles, durch den Dawes- und Youngplan bezeichnet. Die ersten Jahre nach dem Kriege bieten ein furchtbares Bild der Verwüstung, wenn auch der Krieg deutsches Land im wesentlichen verschont hatte.

Die Wirtschaft war in trostloser Verfassung, es fehlte buchstäblich an allem, die Gebäude waren verwohnt und verfallen, heruntergewirtschaftet, der Wille zur Arbeit gemindert. Und an diese völlig zusammengebrochene Wirtschaft trat nun noch die Aufgabe heran, dem teuflischen Verlangen der Feinde auf Abgabe ungeheurer Mengen an Vieh, an Lokomotiven, Bahnwagen und Schiffsmaschinen nachzukommen. Dazu kam, daß wir weite Gebiete landwirtschaftlicher Überschußgebiete (Posen, Westpreußen) verloren hatten, daß die elsässischen Kaligruben, die lothringischen Erze, das Saarkohlengebiet, die Hälfte Oberschlesiens mit seinem Kohlenreichtum abgetreten waren, daß unsere Auslandsguthaben beschlagnahmt, die Handelsflotte ausgeliefert war. Dies alles führte, — zumal der Ertrag des Grund und Bodens mit dem Wachsen der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hatte, zu der unlösbar scheinenden Frage, wie jetzt der Volkshaushalt gedeckt werden sollte. Wir mußten alles Fehlende vom Auslande einführen, dorthin also weit mehr bezahlen, als wir für gelieferte Industrieerzeugnisse von ihm bezogen, und mußten zu diesem Zwecke, da wir doch leben mußten, große Mengen von Geld herstellen. Damit steuerten wir wohl der augenblicklichen Not einigermaßen, zehrten aber den früheren Wohlstand völlig auf. Dies führte zu der furchtbaren „Inflation", die deutsche Mark sank in einer Weise, wie wir es in der Geschichte noch nicht annähernd erlebt hatten, und wurde endlich völlig wertlos. (Der Dollar, normal = 4,2 RM., wurde schließlich mit 4,2 Billionen [4 200 000 000 000 RM.] gezeichnet.) Wohl vollzog sich dadurch eine Entschuldung der öffentlichen Hand, wie auch der privaten Hypothekenschuldner; dem stand aber entgegen die völlige Verarmung der Gläubiger. Vor allem verloren die kulturtragenden Schichten, der breite Mittelstand, ihren Besitz, und der bedenkenfreie „Raffketypus", die Neureichen, vor allem Juden aus dem Osten, die jetzt die Großstädte überschwemmten, brachten ihn an sich. Die Moral sank in die tiefste Tiefe. Namen wie Barmat, Kutisker, Sklarek u. a. und ihre der Sozialdemokratie angehörigen, meist jüdischen Helfershelfer werden dauernd ein Fluch sein, der auf der deutschen Wirtschaftsgeschichte lastet.

Dann kam, durch Helfferich angeregt und durchgeführt, die Festlegung der Markwährung, und als die zahlenmäßig unermeßlichen Geldmengen schwanden, gewahrte das Volk erst, daß es sein ganzes Vermögen nahezu verloren hatte, und es machte sich sofort ein starkes Geldbedürfnis bemerkbar, dem durch Auslandsanleihen genügt werden mußte. Diese Mittel kamen zumeist aus Amerika, an das Deutschland nun unerträglich hohe Wucherzinsen zahlen mußte. Durch diese Auslandskredite erhielt die deutsche Wirtschaft die Möglichkeit, seine stark eingeschränkte Tätigkeit wieder aufzunehmen, — aber nun stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus: für die neu hergestellten Erzeugnisse waren keine Käufer da, um so weniger, als auch das hierin zurückstehende Ausland, besonders Amerika, sich auf neue Fertigindustrieen verlegte, und so für Deutschland der überseeische Absatzmarkt sich weiter verringerte. Auch der Stand der Löhne und besonders der sozialen Fürsorge, sowie ganz besonders die ungeheuren Tributleistungen wirkten erschwerend auf den Absatz ein. Die Handelsbilanz wies einen stark passiven Zug auf, wie die nachfolgende Statistik zeigt (in Millionen Mark):

An Lebensmitteln und Getränken hatten wir:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
1913	2802	1069	1733
1928	4203	630	3573;

an Rohstoffen und Halbfabrikaten:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
1913	6279	2274	4005
1928	7243	2703	4540

das macht zusammen einen jährlichen Fehlbetrag von reichlich 8 Milliarden Reichsmark,

an Fertigwaren:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Ausfuhrüberschuß
1914	1392	6746	5354
1928	2459	8701	6242.

Dieser Überschuß reicht aber nicht annähernd aus, um den errechneten Fehlbetrag zu decken, vielmehr hatte die Handelsbilanz 1928 einen Einfuhrüberschuß von etwa 1700 Millionen RM.[25].

Die ernsteste Sorge ist die in den letzten Jahren eingetretene Arbeitslosigkeit, die jetzt (Februar 1931) auf die furchtbare Höhe von 5 Millionen gestiegen ist; das bedeutet, daß 20 Millionen, also fast ein Drittel unserer gesamten Bevölkerung, von den übrigen zwei Dritteln, wenn auch kümmerlich, unterhalten werden. Besonders schwer leidet die Landwirtschaft, die in der Inflation eine Entschuldung ihres Besitzes erfuhr, dann aber sich immer mehr zur Aufnahme von Krediten gezwungen sah, die sie nicht verzinsen kann. Es treten hinzu die sehr hohen

[25] Dieser Betrag ergibt sich aus der Gesamtstatistik, aus der im Texte nur einzelne Teile gegeben sind.

sozialen Lasten, die äußerst geringen Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, die nicht einmal die Gestehungskosten decken, andererseits die übertrieben hohen Preise für künstlichen Dünger, Öle und Fette, sodaß eine Rentabilität völlig ausgeschlossen ist. Viele Landwirte sind in Konkurs geraten, all die kleinen Mittelchen helfen nicht, und Reich wie Staat lassen es an rechter Hilfe, aber auch an ehrlichem Willen dazu fehlen. Rechnet man hinzu die schwer ins Gewicht fallende Frage der Landarbeiter, die es in immer stärkerem Grade vom Lande zur Stadt zieht, so ist die Lage geradezu katastrophal zu nennen; die Entvölkerung des platten Landes schreitet immer weiter vor, und bis jetzt zeigt sich noch kein Schimmer einer Hoffnung auf Besserung, denn auch die sogenannte „Osthilfe" kann vielleicht eine kleine Atempause, aber keine durchgreifende Hilfe bringen, und einer der Landwirtschaft wirklich günstigen Zollpolitik, die das ausländische Getreide von unseren Grenzen fernhält, stehen die die Industrie berücksichtigenden Handelsverträge im Wege.

So steht jetzt Volk wider Volk, und alles, was die Lage in einem Volke schrecklich machen kann, droht uns entgegen: politischer Fanatismus, bis zur Siedehitze gesteigerter Haß, Einmischung des Auslandes, wilde Leidenschaften jeder Art und die Ausbrüche jenes entsetzlichen Bruderhasses, der gerade Nahverwandte und Volksgenossen in der Entzweiung zu beseelen pflegt. Das Volk steht tatsächlich am Abgrunde. Nur sein Erwachen zur Selbstbesinnung kann noch helfen.

Das Erwachen hat begonnen. Äußerlich zeigt es sich in dem Anwachsen einer Bewegung, der nationalsozialistischen, die wieder Anstand und Ehrlichkeit in das gesamte Leben des Volkes, in die Regierungen und Verwaltungen bringen will. Sie geht aus von der Erkenntnis, daß das demokratische Bürgertum völlig abgewirtschaftet hat, daß ein neuer Stand, der Stand der Arbeiter der Stirn und der Faust, sich emporringt. Die 25 Punkte, die die nationalsozialistische Partei am 25. Februar 1920 in München als unabänderliches Programm der Öffentlichkeit übergeben hat, zeigen den echt deutschen Charakter dieser Bewegung. Ihr Ziel ist Deutschlands Wiedergeburt in deutschem Geiste zu deutscher Freiheit. Daher fordern sie staatspolitisch, daß das Deutsche Reich fortan die Heimat der Deutschen sei, daß alle Nichtdeutschen, zu denen natürlich auch die Juden gehören, aus allen verantwortlichen Stellen des öffentlichen Lebens ausscheiden, die Zuwanderung von Juden aus anderen Ländern, namentlich aus dem Osten, unterbunden wird. Wirtschaftspolitisch wird als Hauptaufgabe der Volkswirtschaft die Bedarfsdeckung, nicht eine möglichst hohe Rentabilität des Leihkapitals gefordert. Zu diesem Zwecke ist die übertriebene Anhäufung von Eigentumswerten in einer Hand und deren gemeinschädliche Verwendung nicht zu dulden, und im Übertretungsfalle Enteignung ohne Entschädigung geboten. Wucherer und Schieber unterliegen schwerster Bestrafung. Überall gilt der Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" und wird auf das Strengste durchgeführt. Das Eigentum

wird im übrigen geschützt. Das Geldwesen ist in den Dienst des Staates zu stellen und die bisherige Zinsknechtschaft, unter der Land und Volk seufzen und zu Sklavendiensten gezwungen sind, ist zu brechen.

(Hier müssen diese Andeutungen genügen. Wer sich näher über diese Fragen unterrichten will — und das erscheint heute als Pflicht jedes Deutschen —, greife zu den übrigen Heften der Nationalsozialistischen Bibliothek, insbesondere den Abhandlungen von Gottfried Feder, M. d. R., dem volkswirtschaftlichen Berater der Partei, wie auch zu dem Grundriß einer nationalsozialistischen Volkswirtschaftstheorie von Dr. Hans Buchner.)

Wenn wir diese Grundsätze beherzigen und uns in deutschem Geiste wieder aufrichten, werden wir siegen. Denn was der Staat an äußerem Reichtum verloren hat, werden wir wieder erringen an inneren Gütern durch hochgesteigerte Anspannung aller Kräfte und sittliche Vertiefung, und werden so in hell leuchtendem Idealismus die Grundlage schaffen für eine neue Zeit. Millionen, die noch in dem Irrwahn der marxistischen Lehre und des Kapitalismus befangen, die innerlich verflacht und in Materialismus versunken sind, fehlt dieser seelische Schwung. Aber der Gedankenzug des Nationalsozialismus geht vorwärts. Wohl stehen harte Kämpfe bevor, Kämpfe um Weltanschauung und Religion, um staatliche Ordnung oder Anarchie, um öffentliche Ehrlichkeit oder Korruption, um nationale Festigkeit oder internationale Verschwommenheit. Wir kämpfen diesen Kampf, so schwer er ist und weiter sein wird, mit dem Bewußtsein des Siegenden, mag er sich auch gegen rote Mordbanden, gegen polizeiliche Gummiknüppel und Schikane aller Art richten. Es ist eben schon so, — die Geschichte beweist es —: der hinterste Mann in den Reihen einer Partei, der für seine Sache zu sterben bereit ist, wiegt mehr als alle realistischen Größen, die auf die Dauer nichts erreichen, weil sie nichts glauben. Auch Napoleon, dieser Gewaltmensch und große politische Rechenkünstler, ist daran zugrunde gegangen, daß er die sittliche Idee in der Geschichte nicht kannte, deren Kraft eben darin besteht, daß auch die größten Geister ihr nicht zu trotzen vermögen. Die mehr als 200 Blutzeugen, die in diesem Kampfe gefallen sind, wiegen schwer, und so ist es nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht, an den Wiederaufstieg auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu glauben. Ein „Umsonst" gibt es für uns nicht und darf es nicht geben. Wenn die härteste Prüfung, die je teuflische Rachsucht und Unbesonnenheit einem Volke auferlegt hat, nur die eine Folge hat, daß sich immer weitere Kreise wieder dem nationalen Gedanken hingeben, daß wir den Lügen unserer Feinde einen unerschütterlichen Wahrheitsmut entgegensetzen, uns wieder als ein Volk fühlen, begabt mit uraltem seelischem und geistigem Erbgut, dann wird ein späteres Geschlecht diese Prüfung und die, die sie bestanden haben, segnen. Ein Volk, das sich nicht selbst aufgibt, ist nicht verloren!

◆

Inhalt



Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München